

Stickel, Gerhard, Beantragte staatliche Regelungen zur 'sprachlichen Gleichbehandlung'. Darstellung und Kritik. In: ZGL 16, 1988, 330–355.

Stötzel, Georg/Martin Wengeler, Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin/New York 1995.

Straßner, Erich, Deutsche Sprachkultur. Von der Barbarensprache zur Weltsprache. Tübingen 1995.

Strauß, Gerhard/Ulrike Haß/Gisela Harras, 1989: Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist. Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch. Berlin/New York 1989.

Tannen, Deborah, Andere Worte, andere Welten. Kommunikation zwischen Frauen und Männern. Frankfurt/M./New York 1997.

Trömel-Plötz, Senta, Gewalt durch Sprache: Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Frankfurt/M. 1984.

Dies., Vatersprache – Mutterland. Beobachtungen zu Sprache und Politik. 2. Aufl. München 1993.

Tucholsky, Kurt, Sprache ist eine Waffe. Sprachglossen. Hrsg. von Wolfgang Hering. Reinbek 1989.

Volmert, Johannes, Politischer Kommentar und Ideologie. Ein inhaltsanalytischer Versuch an vier frühen Nachkriegszeitungen. Stuttgart 1979.

Wimmer, Rainer, Überlegungen zu den Aufgaben und Methoden einer linguistisch begründeten Sprachkritik. In: Heringer (Hrsg.), 1982, 290–316.

Ders., Zur juristischen Fachsprache aus linguistischer Sicht. In: SLWU 81, 1998, 8–23. [1998a].

Ders., Politische Korrektheit (political correctness). Verschärfter Umgang mit Normen im Alltag. In: DU 3, 1998, 41–48. [1998b].

Ders. (Hrsg.), Sprachkultur. Düsseldorf 1985. (Jahrbuch 1984 des Instituts für deutsche Sprache).

Zifonun, Gisela, Sprachkritische Momente in der Grammatik. In: Hans Jürgen Heringer/Georg Stötzel (Hrsg.), 1993, 266–290.

Dies./Gerhard Strauß, Die Semantik schwerer Wörter im Deutschen. 2 Bde. Tübingen 1985.

Rainer Wimmer, Trier

146. Impulse der feministischen Linguistik für Sprachsystem und Sprachgebrauch

1. Feministische Sprachkritik im Deutschen
2. Sprechen über Frauen
3. Geschlechtstypisches Kommunikationsverhalten
4. Literatur (in Auswahl)

1. Feministische Sprachkritik im Deutschen

1.1. Vorbemerkung

Die Frauenbewegung ist gekennzeichnet durch radikale Kritik am gesellschaftlichen Status der Frau und breite Resonanz dieser Kritik. Im Kontext der feministischen Bewegung, und wie diese ausgehend von den USA, haben in Deutschland – mit Ausnahme der DDR – wie in vielen anderen Ländern Laiinnen, Linguistinnen und Schriftstellerinnen eine feministische Sprachkritik entfacht. Das Interesse richtet sich auch auf Sprache, weil sie als Teil und Ausdruck von Identität angesehen wird. Feministische Sprachkritik im engeren Sinne ist Kritik am Sprachbestand, Sprachbesitz im Spannungsfeld von *langue* – *parole* – Norm, gelegentlich auch Sprachfeminismus genannt (Stickel 1988, 331). Sie gilt

den fundamentalen Asymmetrien im Bereich der Personenbezeichnungen und wirft Fragen nach der Wortbildung – Movierung und Komposition –, dem Zusammenhang von Genus und Sexus, dem generischen Sprachgebrauch sowie nach den stilistischen und kommunikativen Regeln des referentiellen und prädikativen Gebrauchs von Personenbezeichnungen und den entsprechenden Pronomina – insbesondere der Kongruenz bei prädikativem Gebrauch – auf.

Frühestes Beispiel ist die viel diskutierte Ersetzung von *man* durch *frau*, eingeführt von Verena Stefan (1975) in ihrem Buch „Häutungen“. Linguistische Veröffentlichungen folgten seit 1978, v. a. von Ingrid Guentherodt, Marlis Hellinger, Luise Pusch und Senta Trömel-Plötz, die nach amerikanischem Vorbild gemeinsam Richtlinien gegen den sexistischen Sprachgebrauch und Forderungen nach nicht-sexistischer Sprache formulierten. Ab Mitte der 80er Jahre griffen PolitikerInnen zunehmend die Sprachkritik auf: Es begann eine Diskussion um die Umgestaltung von Gesetzestexten. Kein anderes Sprachproblem hat die deutschen Parlamente und die öffentliche Diskussion bisher mehr beschäftigt (zur Rezeption des Themas in den Printmedien vgl. Gorny 1995). Die feministische Sprachkritik ist ein aktuelles Beispiel von Sprach-

wandel durch – internationale – Sprachpolitik von unten und oben und zeigt sehr deutlich Verschränkung und Wechselwirkung von gesellschaftlicher und sprachlicher Entwicklung. Sie ist eines der Teilgebiete der feministischen Linguistik (vgl. auch 2. und 3.; Samel 1995), die umfangreiche Literatur ist unter dem neutraleren Titel „Sprache und Geschlecht“ erschlossen (Froitzheim 1980; Froitzheim/Simons 1981; Schoenthal 1985; Peyer/Groth 1996).

Im folgenden bilden die Entwicklungen in der BRD den Schwerpunkt, vgl. jedoch allgemeiner 1.7.

1.2. Grundgedanken der feministischen Sprachkritik

Die bisher praktizierten Möglichkeiten zur Personenbezeichnung sind asymmetrisch, sie bevorzugen Männer und machen Frauen unsichtbar, was manchmal falsch, häufig ungenau oder mißverständlich ist und subjektiv als diskriminierend empfunden wird.

Die feministische Sprachkritik konzentriert sich auf den Wortschatz der Personenbezeichnungen wie *Frau*, *Nichte*, *Linkshänderin*, *Wählerin*, *Patientin*, *Seniorin* in seinen grammatisch-morphologischen Kombinationsmöglichkeiten mit dem unter emanzipatorischen Gesichtspunkten wichtigen Teil der Berufsbezeichnungen wie *Schneiderin*, *Ministerin*, *Ärztin*, *Hebamme*, die in besonderem Maße Ausdruck von Identität sind. Detaillierte Darstellungen der Wortbildungsverhältnisse im Bereich der Personenbezeichnungen finden sich bei Ljungerud 1973, Doleschal 1992, Hellinger 1990, Schoenthal 1989 a. Personenbezeichnungen stellen als Teilwortschatz des Deutschen eine Ausnahme dar, weil sie in der Regel nicht arbiträr sind, sondern in grammatischem und natürlichem Geschlecht übereinstimmen, von Ausnahmen wie *das Weib*, *das Mädchen*, *der Gast*, *die Person*, *das Mitglied* abgesehen. Tiernamen bilden wegen der Entsprechungen in der Wortbildung eine beliebte Beispielquelle (Pusch 1984, 21f.; Ljungerud 1973, 147ff.; Plank 1981, 96ff.), dennoch gilt ihnen das sprachkritische Interesse nur am Rande. Für die anderen Bereiche des Wortschatzes wird Arbitrarität zwar spielerisch-ironisch, aber nie ernsthaft in Frage gestellt (Pusch 1984, 11), obwohl Grammatiker früherer Jahrhunderte bis zu Jakob Grimm genügend Beispiele für eine sexusorientierte Erklärung des grammatischen Geschlechts von Wörtern liefern, die keine Personenbezeichnungen sind, wie *Hand*, *Fuß*, *Mut*, *Treue* (vgl. Forer 1986, 23f.; Leiss 1994, 288f.; Bußmann 1995, 123f.).

Sprachen spiegeln die patriarchale Gesellschaft in unterschiedlicher Weise: Im Gegensatz zur vom Geschlecht abstrahierenden engl. Sprache ist das Deutsche eine geschlechtsspezifizierende Sprache (vgl. zu Besonderheiten der Entwicklung einzelner Sprachen Hellinger 1985 und 1990; Braun/Pasero 1997). Personenbezeichnungen für Frauen sind im Deutschen hauptsächlich durch Movierung von maskulinen Formen abgeleitet, in der Regel durch *-in*, seltener – aber im Sprachgebrauch Österreichs und der Schweiz durchaus üblich – durch Fremdsuffixe wie *-euse*, *-ice* (Witemöller 1988, 72f.). Feminina, die von Maskulina abgeleitet werden wie *Hexe*, *Witwe*, sind die Ausnahme. In den seltenen Fällen eines femininen Ausgangswortes bei Berufsbezeichnungen wird die maskuline Form nicht davon abgeleitet oder rückgebildet, sondern eine neue Bezeichnung eingeführt, die dann wieder die Ableitung der femininen von der maskulinen Form zuläßt, wie z. B. *Hebamme* – *Entbindungspfleger*, *Krankenschwester* – *Krankenpfleger*, *Kindergärtnerin* – *Erzieher*. Daneben gibt es jedoch eine Reihe von Lexemen wie *Tochter*, *Mutter*, *Frau*, *Nichte*, die auch Bestandteile unterschiedlicher Komposita v. a. für Berufsbezeichnungen sein können, z. B. *Haustochter*, *Tagesmutter*, am häufigsten allerdings als Komposita auf *-frau* wie *Putzfrau*, *Kauffrau*, *Kamerafrau*, sowie in der Bedeutung ‘Frau von’ bei *Arztfrau*, *Bauersfrau*, was gelegentlich, aber nicht konsequent auch als Movierung bezeichnet wird (vgl. etwa Duden-Grammatik 1995, 902, 505f. gegenüber 232, 861). Movierung wird aus historischer Perspektive kritisiert, allerdings wird nicht ihre Abschaffung, sondern ihre konsequente Anwendung gefordert und praktiziert. Dazu gehört, daß seltene Fremdsuffixe durch *-in* ersetzt werden: *Friseur* durch *Friseurin*, *Masseur* durch *Masseurin*. Die Kritik gilt aber v. a. dem generischen Sprachgebrauch: Das Maskulinum von Substantiven und Pronomina ist zugleich auch geschlechtsneutrale Form: *die Anwälte*, *Studenten*, wohingegen es fraglich ist, ob die wenigen femininen Formen wie *Witwe*, *Hexe* etwa wie Tierbezeichnungen (vgl. *Ratte*, *Ente*, *Gans*, *Katze*, *Maus*) generisch gebraucht werden können. Besonders anspielungsreich ist deshalb die Neubildung „Die Rätin“ im Romantitel von Günter Grass (1986). Auch wichtige Indefinitpronomina mit unveränderlichem Genus sind Maskulina: *man*, *jemand*, *niemand*, *jedermann*. Die maskuline Form im Singular zwingt zu pronominaler Wiederaufnahme mit *er*, *sein*: *Der Vermieter/*

niemand kann entscheiden, wie er will. Pronominale Wiederaufnahme mit *er, sein* fordern auch die meisten Indefinita. Im Plural gibt es kein Genus und entsprechend keine Genusunterscheidungen bei Artikeln und Pronomina, es heißt ausnahmslos *sie, ihre*. Wörter mit lexeminhärentem Geschlecht klammern das andere Geschlecht explizit aus; sie sind deshalb logischerweise nicht generisch verwendbar, faktisch aber in vielzitierten Formulierungen wie *alle Menschen werden Brüder* oder *die Väter des Grundgesetzes* durchaus üblich. Diese sachlich falsche Verwendung ist eindeutig diskriminierend, aber eine Asymmetrie, die durch die Sprachverwendung zustandekommt, also in den Bereich der parole gehört. Der generische Sprachgebrauch erhöht die statistische Wahrscheinlichkeit, daß maskuline Formen verwendet werden, er fördert prototypische Wahrnehmung und erweist sich deshalb häufig als pseudogenerisch, Frauen faktisch nicht mitmeinend. Viele Beispielsätze belegen das: *Für manche ist einer schon rechts, wenn er pünktlich zur Arbeit geht, und links, wenn er eine berufstätige Frau hat* (Heiner Geissler in einer Rede 1995; für weitere Beispiele vgl. Pusch 1984, 90ff.; Gorny 1995, 526). Daß sich generische Formulierungen als nur Männer meinend herausstellen, war auch die Erfahrung von Frauen, die sich auf im geschlechtsneutralen Maskulinum formulierte Anzeigen beworben haben. Und die Schweizerinnen konnten ihr Wahl- und Stimmrecht nicht aus dem Satz im Bundesverfassungstext *Alle Schweizer sind vor dem Gesetz gleich* ableiten (Anliker 1992, 10). Das Gesetz mußte geändert werden. Generische Maskulina fehlten bezeichnenderweise für typische oder unattraktive Frauenberufe wie *Putzfrau, Haushälterin* (vgl. Wodak u. a. 1987, 17; anders in der DDR: vgl. 1.7.). Umgekehrt fehlt für Männer eine Entsprechung für die Unterscheidung zwischen *Fräulein* und *Frau*, letztlich stehen den beiden Wörtern *Herr* und *Mann* fünf Bezeichnungen für Frauen gegenüber: *Frau, Fräulein, Herrin, Dame, Weib* (vgl. Kochskämper 1993, 154). Die Asymmetrien setzen sich fort, wenn Männernamen ohne Artikel verwendet werden, Frauennamen hingegen mit dem Vornamen oder dem Zusatz *Frau* oder *die: Kohl*, aber *Frau Thatcher, Helene Weigel, die Weigel* (vgl. Trempelmann 1988b).

Gelegentlich haben die Autorinnen ähnlich wie im „Wörterbuch des Unmenschen“ (Sternberger/Storz/Süskind 1957) frauendiskriminierende Unwörter zusammengestellt und zur Streichung aus der dt. Sprache empfohlen. Ne-

ben der schon genannten Anrede *Fräulein* sind das v. a. Schimpfwörter, von denen es ihrer Meinung nach mehr für Frauen als für Männer gibt, etwa *alte Jungfer, alte Schachtel, altes Weib, Mannweib, dummes Weibsbild, weibisch, spätes Mädchen, Weibergeschwätz, Tipse, Klatschbase* (s. Guentherodt u. a. 1980/81, 20; vgl. auch 2.). Feministische Linguistinnen fordern zumindest, die aufgezeigten Asymmetrien aufzuheben, d. h. Frauen und Männer sprachlich gleichzustellen, sie fordern aber auch, Frauen sprachlich sichtbar zu machen, was nicht die gleichen Konsequenzen hat. Die Argumentation der Vertreterinnen feministischer Sprachkritik ist vorrangig verwendungsorientiert, zielt aber etwa mit der Forderung nach Abschaffung oder zumindest radikaler Einschränkung des generischen Maskulinums letztlich auf das Sprachsystem.

Schließlich wird auch die Asymmetrie beim prädikativen Sprachgebrauch kritisiert. Feministische Linguistinnen plädieren hier für weitestgehende Kongruenz: *Sie ist Schriftstellerin, Raucherin, Rednerin*. Sie haben darin die Duden-Grammatik hinter sich, die seit ihrer 1. Aufl. 1959 Kongruenz im Genus mit dem Subjekt als die Regel beschreibt, wenn eine Personenbezeichnung Kern eines Gleichsetzungsnominativ ist; entsprechend erfolgt bei anderen Satzteilen Übernahme des Genus des Bezugswortes (vgl. 5. Aufl. 1995, 720). Allerdings ist prinzipiell keine Genusübereinstimmung zwischen beiden Nominalgruppen erforderlich, da jede Kombination von Personenbezeichnung und Sachbezeichnung mit unterschiedlichem Genus möglich ist. Das zeigen Beispiele wie: *Sie ist der Traum meiner schlaflosen Nächte/das Vorbild für alle*. Bei Pronomina und Diskrepanz zwischen grammatischem und natürlichem Geschlecht geht die Duden-Grammatik (etwa 1984, 657) von der Herstellung grammatischer Kongruenz aus: *Gisela war das hübscheste dieser drei Mädchen*. Im Kontext der feministischen Sprachkritik gibt es eher eine Tendenz, sich am natürlichen Geschlecht zu orientieren, wie sie sich in älteren Texten häufig findet: *eines Frauenzimmers, die sich am artigsten gegen mich erwiesen hat* (Goethe); *die hässlichste meiner Kammermädchen* (Wieland), wie sie bei anaphorischen Pronomina immer schon möglich war: *Schau dir diese Memme an, die (*der) einfach davonläuft*, aber: *wie sieler einfach davonläuft* (Batliner 1985, 380) und speziell bei Wiederaufnahme des Wortes *Mädchen* schon vor und unabhängig von der feministischen Sprachkritik zu beobachten war (vgl. auch Oelkers 1996).

1.3. Argumente pro und kontra Sexismus in der deutschen Sprache

Die Argumentation der Kritiker der feministischen Sprachkritik ist v. a. sprachsystematisch begründet. Sie kritisieren die unzulässige Vermischung von Genus und Sexus (Kalverkämper 1979, 60; Dörfer 1985, 146ff.; Stickel 1988, 336ff.). Gerade im Deutschen mit drei Genera gegenüber den zwei Sexus sei besonders deutlich, daß sprachliche Grenzziehungen nicht den außersprachlichen entsprechen müssen; so gibt es Personenbezeichnungen für Frauen wie *Mädchen* oder *Weib* mit neutralem Genus. Sie betonen Arbitrarität der Genuszuweisung für den gesamten Wortschatz und bestreiten eine Sonderrolle des Teilwortschatzes der Personenbezeichnungen sowie einen Einfluß der Sprache auf das Denken. Sprachliche Änderungen erwarten sie höchstens als Ergebnis gesellschaftlichen Wandels: „Ausdrücke mit vorwiegend männlicher Geschichte wie *Minister*, *Professor* oder *Bürgermeister* werden die für manche Menschen noch vorhandene Konnotation 'männlich' in dem Maße verlieren, in dem mehr Frauen als bisher zu Ministern und Professoren ernannt und zu Bürgermeistern gewählt werden“ (Stickel 1988, 351). Das generische Maskulinum stellen sie in den Kontext der sprachlichen Neutralisation generell, die es nicht nur bei Personenbezeichnungen gibt. Neutralisation wird mit sprachlicher Ökonomie begründet, habe aber mit Diskriminierung von Frauen nichts zu tun. Die Wahl des Maskulinums als unmarkierte Kategorie resultiere aus seiner morphologischen Einfachheit (Stickel 1988, 341; Kalverkämper 1979, 63f.). Die Kritiker der feministischen Sprachkritik befürchten Sprachlenkung und Sprachgesetze und suggerieren damit, daß Sprachwandel normalerweise „natürlich“ erfolgt.

Man kann nicht sinnvoll bestreiten, daß die Personenbezeichnungen eine Sonderrolle innerhalb der Gruppe der Substantive einnehmen. Genus und Sexus haben ersichtlich etwas miteinander zu tun: Das Genus der Substantive, die Personen bezeichnen, stimmt im allgemeinen mit dem natürlichen Geschlecht der Personen überein, von Ausnahmen wie *Person*, *Gast*, *Wesen* abgesehen (Duden-Grammatik 1984, 150; vgl. ausführlicher Schoenthal 1989a, 304). Selbst das Englische, das vom Geschlecht abstrahiert, unterscheidet mit den Pronomina zwischen *she* und *he*. Auch ist die Übereinstimmung zwischen den Sprachen hinsichtlich des grammatischen Geschlechts bei Personenbezeichnungen größer als im son-

stigen Wortschatz. Das zeigt sich nicht zuletzt daran, daß viele Sprachen ein geschlechtsneutrales Maskulinum haben. Wandruszka (1991, 32) zählt die Kennzeichnung der Zweigeschlechtlichkeit zu den sprachlichen Universalien. In historischer Perspektive erweist sich Sprache durchaus als Spiegel der Wirklichkeit (vgl. von Polenz 1985, 153). Alle Anzeichen sprechen dafür, daß schon die germanische Gesellschaft von der Geschlechtsasymmetrie geprägt war; auch im Indoeuropäischen war ausschließlich der Mann begrifflich Mensch, die Frau nur Geschlecht (Kochskämper 1993, 168). Im Rahmen der natürlichen Morphologie begründet Mayerthaler (1981, 13) seine Entscheidung für das Maskulinum als semantisch unmarkierte Basiskategorie damit, daß der prototypische Sprecher zumindest in europäisch geprägten Gesellschaften männlich (+ maskulin) ist. Nach Ansicht von Rabofski (1990) ist das für das Deutsche zentrale Wortbildungsmuster Movierung allerdings nicht primär, wie die bisherige historisch-traditionelle Wortbildungslehre suggeriert. Die Produktivität der movierten Feminina auf *-in*, als denominal von einer persönlichen maskulinen Basis abgeleitet, setzte erst im 11. Jh. ein und ist für Rabofski (1990, 37, 151) Resultat des negativen Einflusses der Christianisierung auf die gesellschaftliche Stellung der Frau, während im Got., Ahd. und Aengl. zunächst symmetrische Personenbezeichnungssysteme dominierten, z. B. Differentialgenus wie in got. *arbjo* – *die Erbin*, *arbja* – *der Erbe*, die nach Ansicht von Rabofski (1990, 68f.) zeigen, daß die Bedeutung beider Geschlechter für die Gesellschaft anerkannt war (kritisch dazu Kochskämper 1993, 163).

Auch das Frauenbeschimpfungsvokabular der dt. Gegenwartssprache erweist sich als Spiegel historischer und noch bestehender Machtverhältnisse. Batliners (1981) quantitative Analyse des Sexualwortschatzes ergibt, daß es im Gegensatz zur meist vertretenen Ansicht in unserem Wortschatz insgesamt nicht mehr negativ konnotierte Bezeichnungen für Frauen als für Männer gibt. Die qualitative Analyse hingegen ist eine empirische Bestätigung für den Sexismus in der dt. Sprache. An den sprachlichen Charakterisierungen von Frauen sind männliche Interessen abzulesen, während sich aus der Charakterisierung des Mannes keine vergleichbaren weiblichen Interessen entlarven lassen (vgl. ausführlich Schoenthal 1985, 148f.). Wie alle Sprachkritik unterstellt auch die feministische wechselseitige Beeinflussung von Sprache und Gesell-

schaft (Guentherodt u. a. 1980/81, 2; Wodak u. a. 1987, 18; Schweizerische Bundeskanzlei 1996; Kargl u. a. 1997), häufig unhinterfragt, gelegentlich mit Beispielsätzen erläutert und nur selten argumentativ entfaltet, sehr radikal noch einmal von Frank (1992, 124). Sie betont, daß Sprache eine Sexualisierung des Denkens erzwingt, und sprachliche Normen auch Subjekte von Gewalt sein können, die gesellschaftliche Ungleichheit nicht nur reflektieren, sondern stabilisieren und perpetuieren (ähnlich auch die poststrukturalistische Sprachauffassung, vgl. Schiwy 1985, 21; Postl 1991). Empirische Untersuchungen zum Einfluß der Sprache auf das Denken sind allerdings die Ausnahme. Sie zeigen z. B., daß das Genus geschlechtsneutraler Personenbezeichnungen durchaus nicht immer arbiträr ist, sondern Übereinstimmungen mit dem Sexus, der Wirklichkeit aufweist. Im Deutschen, Englischen, Schwedischen und Dänischen sind Sätze wie *Der Mensch ändert oft einen Teil seiner Gewohnheiten, wenn er Vater wird* und *Der Mensch sollte nicht rauchen, solange er schwanger ist* für muttersprachliche Sprecher unterschiedlich akzeptabel. Die syntaktischen Merkmale von *Mensch/ler* werden nach Batliner (1984, 1985) weitaus öfter semantisch interpretiert als einige Linguisten wahr haben wollen, sind also pseudogenerisch. Das gilt schon für das ahd. Wort *mennisco* – *der Mensch* (Kochskämper 1993, 162). Das erklärt auch die mittlerweile gebräuchliche Ersetzung von *Lehrling* durch *Auszubildende(r)*. Klein (1988) hat Lückensätze ergänzen lassen und herausgefunden, daß das geschlechtsneutrale Maskulinum nicht allein und in erster Linie für die Ignorierung von Frauen verantwortlich ist. Es hat aber ganz eindeutig eine Verstärkerrolle, erklärbar durch unsere Neigung, eher die typischen VertreterInnen bestimmter Klassen zu assoziieren. Umgekehrt wird es wahrscheinlicher, daß Frauen auch tatsächlich „mitgedacht“ werden, je expliziter die syntaktisch-semantische Struktur die Information enthält, daß neben Männern auch Frauen gemeint sind (Scheele/Gauler 1993, 71).

1.4. Strategien feministischer Sprachpolitik

Zur Durchsetzung einer nichtsexistischen, frauenfreundlichen oder geschlechtergerechten Sprache eignen sich im Deutschen die Strategien der Feminisierung und der Neutralisierung, beide wiederholt in Richtlinien-texten veranschaulicht (allg.: Guentherodt u. a. 1980/81; Häberlin/Schmid/Wyss 1992; Kargl u. a. 1997; für die Verwaltungssprache: Mül-

ler/Fuchs 1993; F. Braun 1991; Schweizerische Bundeskanzlei 1996). Ihr Einsatz kann je nach Sprache, Text, kommunikativem Anlaß und Radikalität der sprachkritischen Position divergieren. Durch Neutralisierung ist Symmetrie, Gleichbehandlung von Frauen und Männern zu verwirklichen. Im Deutschen eignen sich dazu Partizipien und Adjektive: *Studierende, Erziehungsberechtigte, Kranke*; Ausdrücke wie *Fachkraft* können *Fachmann*, Zusammensetzungen mit *-leute* solche mit *-männer* ersetzen. Neutralisierung macht Frauen jedoch nicht sichtbar. Pusch (1984, 46–68) diskutiert für das Deutsche die vollständige Neutralisierung, die auch Männer unsichtbar machen würde, als Ideallösung: *das Student*, wenn das Geschlecht keine Rolle spielt, ansonsten: *der Student* versus *die Student*, verwirft sie aber, weil sie weit radikalere Veränderungen erfordern würde als die von ihr schließlich propagierte Feminisierung. Sprachlich sichtbar werden Frauen nur durch die Strategie der Feminisierung, durch weitestgehende Ausrichtung der Bezeichnung am natürlichen Geschlecht bzw. Herstellung von Kongruenz zwischen Sexus der Person und Genus der Personenbezeichnung. Wenn ausschließlich über Frauen gesprochen wird, ist konsequenter Gebrauch sämtlicher weiblicher Personenbezeichnungen auf *-in* und *-frau* und femininen Pronomina in Haupt- und Nebensätzen möglich: *jemand/eine, die*, selbst bei wiederholtem Vorkommen in Prädikationen. Mittel zur Sichtbarmachung von Frauen und symmetrischen Verwendung von Namen, Amts- und Funktionsbezeichnungen bei gemischtgeschlechtlichen Gruppen ist das Splitting: *der Bewerber/die Bewerberin, alle Bewerberinnen und Bewerber*, gelegentlich auch partielle Feminisierung, Beidbenennung oder Paarform(el) genannt (Pusch 1984, 87; Samel 1995, 71; Schweizerische Bundeskanzlei 1996); es kann allerdings bei Wiederholungen und pronominalen Bezügen zu als störend empfundenen Häufungen führen. Pusch, Hauptvertreterin der deutschsprachigen feministischen Systemlinguistik, praktiziert deshalb als Radikalfeministin die totale Feminisierung (*Leserinnen* für *Leserinnen und Leser*) als eine Art kompensatorische Gerechtigkeit, langfristig ist sie für Gleichbehandlung von Frauen und Männern (vgl. Pusch 1990, 95). Als originelle Mischung aus Neutralisierung und Feminisierung, weil von der femininen, nicht wie bisher von der maskulinen Form gebildet, hat das Binnen-I meist in der Pluralform *LeserInnen* v. a. in linken und

alternativen Kreisen und Medien, im universitären Bereich, in Fachbüchern und Kriminalromanen, AnhängerInnen gefunden, es wird allerdings auch häufig kritisiert.

1.5. Feministische Sprachkritik im Kontext von Sprachkritik allgemein

Der Gedanke, daß die Genera der Personenbezeichnungen und v. a. das generische Maskulinum in irgendeiner Weise Einfluß auf Denken und Wahrnehmung nehmen, klingt durchaus schon bei anderen Sprachkritikern an. Als „Vorläufer“ einer feministischen Sprachkritik werden beispielsweise aus dem 18. Jh. Joachim Heinrich Campe, aus dem 20. Jh. Karl Kraus und Baudouin de Courtenay zitiert (s. auch Götze 1918, 45ff.; vgl. ausführlicher Schoenthal 1989a, 297f.). Feministische Sprachkritik läßt sich in die Tradition der aufklärerischen Sprachkritik des 18. Jhs. stellen (Schoenthal 1989a, 299). Sie will wie diese in Sprache eingreifen, Sprache ändern. Dahinter steht in beiden Fällen eine Auffassung, die Sprache und Denken im Wechselverhältnis sieht: Sprache einerseits als Spiegel, Ausdruck historisch gewachsenen Denkens, Sprache andererseits als Hindernis, eine sich wandelnde oder schon gewandelte Wirklichkeit wahrzunehmen, Sprache aber ebenso als Hilfsmittel bei sozialem Wandel. Feministische Sprachkritik steht ebenfalls in der Tradition einer moralisierenden Sprachkritik, etwa des in den 60er Jahren viel kritisierten „Wörterbuch des Unmenschen“ (Sternberger/Storz/Süskind 1957), die auch das Kennzeichen anderer neuer sozialer Bewegungen wie der Friedensbewegung und der Kernkraftgegner ist, die zwischen 1977 und 1987 die politische Diskussion bestimmten und von der Diskussion um die sprachliche Gleichstellung der Frau abgelöst wurden (vgl. auch Jung 1990, 1994). Feministische Sprachkritik ist kreative, phantasievolle Auflehnung gegen bestehende Normen und Konventionen, wie wir sie z. B. auch aus der Literatursprache kennen (Ljungerud 1973; Trempelmann 1990), dabei zum Teil durchaus den Regeln des Systems der dt. Sprache folgend, zugleich aber auch rigide Festschreibung eigener neuer grammatischer Regeln und v. a. stilistischer und kommunikativer Normen, allerdings nicht mit philologisch-konservativem Interesse wie vielfach bei Fremdwortkritik, sondern mit dem fortschrittlichen Interesse der Durchsetzung sprachlicher Gleichbehandlung (*political correctness*).

1.6. Dokumentation des bisherigen Wandels in der Bundesrepublik Deutschland

Eine umfassende Dokumentation der bisher durchgesetzten Kommunikationspraxis steht noch aus, Ansätze dazu finden sich v. a. für die 80er Jahre bei Pusch (1984, 76ff.), Dolechal (1992), Wittemöller (1988); aus den 90er Jahren gibt es einige Beobachtungen und Befragungen (Alfers/Kürschner/Pelka 1994; Gansel 1995), aber keine umfangreichen Datenerhebungen. Hier eröffnet sich ein weites Forschungsfeld, gerade auch für die gesprochene Sprache. Die feministisch sprachkritischen Aktivitäten sind nicht im „luftleeren“ Raum zu sehen, sondern stehen im Kontext einer gesellschaftlichen Entwicklung und haben von Anfang an politische und gesetzgeberische Maßnahmen als Anlaß, Folge und Begleiterscheinung. V. a. die Kritiker feministischer Sprachkritik unterschätzen den massiven Einfluß, den Verwaltungs- und Gesetzestexte auf die Sprachentwicklung nehmen und nehmen. Durch Gesetz wurde z. B. (Behn 1980, 382) eine maskuline Entsprechung zu *Hebamme* wie *Hebammer* oder *Hebammerich* in Gesetzestexten untersagt. Auch die gegenüber der Anrede *Herr* asymmetrische Anrede *Frau/Fräulein* ist wiederholt Gegenstand ministerieller Erlasse geworden: Bis 1955 mußten unverheiratete Frauen mit Kind einen Antrag stellen, wenn sie mit *Frau* angeredet werden wollten. Sprachliche Gleichbehandlung in der Anrede *Frau/Herr* ist immerhin schon seit 1972 für den behördlichen Sprachgebrauch gesetzlich vorgeschrieben (vgl. Guentherodt 1980, 29). Seit 1979 gibt es ein internationales Übereinkommen zur Beseitigung jeder Form der Diskriminierung der Frau, 1985 wurde dieses Abkommen ratifiziert und damit in der Bundesrepublik Gesetz. Im einzelnen ist nicht immer zu entscheiden, ob bestimmte Veränderungen unter dem Einfluß der feministischen Sprachkritik speziell oder der feministischen Bewegung generell erfolgt sind.

1.6.1. Nichtfeministische Sprachpraxis

Die Verwendungsbedingungen für Personenbezeichnungen vor bzw. unabhängig von den durch die feministische Sprachkritik provozierten Änderungen werden in den dt. Grammatiken recht kurz abgehandelt und mit isolierten Beispielsätzen belegt. Die einzige empirische Untersuchung stützt sich auf alle einschlägigen Sätze aus einem Roman von einem männlichen Autor aus dem Jahr 1978, Sätze aus den österreichischen Medien aus

den 80er Jahren und selbst konstruierte Beispielsätze (Doleschal 1992). Movierungen sind am häufigsten bei referierendem (*Die Gastgeberin bietet ihren Tee an*) und prädikativem Gebrauch (*Sie ist Ärztin*) im Singular anzutreffen. Der Vergleich movierter und unmovierter Personenbezeichnungen zeigt, daß prinzipiell nicht immer eine maskuline Personenbezeichnung zur Bezeichnung einer Frau möglich ist, wie die meisten Arbeiten zur Movierung im Deutschen stillschweigend voraussetzen (Doleschal 1992, 109): Nach Ansicht von Doleschal sind Sprecher oder Sprecherin in referierenden (anders als in nicht-referentiellen) Nominalgruppen im Singular verpflichtet, das Geschlecht der von ihnen gemeinten Person klarzustellen, andernfalls riskieren sie eine Kommunikationsstörung: *Ein Kellner betrat den Saal* kann nicht über eine Frau ausgesagt werden. Maskuline Personenbezeichnungen werden verwendet, wenn das Geschlecht der genannten Person unbekannt, nicht feststellbar, irrelevant ist, um gemischtgeschlechtliche Gruppen oder unpersönliche Agentia zu bezeichnen, sowie bei metaphorischen Personifikationen. Ob das Geschlecht von Personenklassen im Text spezifiziert wird, hängt nach Ansicht von Doleschal weitgehend davon ab, ob die Sprechenden diese Information für relevant halten. Eine wichtige Voraussetzung für die geschlechtsabstrahierende Bedeutung männlicher Personenbezeichnungen im Plural ist ihre semantische Unmarkiertheit und nicht zuletzt die Irrelevanz des Geschlechts der Einzelpersonen für die Identifikation einer Gruppe. Auch textuelle Gründe, die im einzelnen noch zu untersuchen wären, können Movierung determinieren, etwa stilistische Aspekte wie Kohäsion, Prestige, Verwendung vor oder nach dem Namen, auch der Zusammenhang mit der realen Repräsentation von Frauen in gewissen Berufen und Stellungen sowie unterschiedliche Verwendung je nach Geschlecht und Alter (Doleschal 1992, 78). Gestützt auf biographische Eigenangaben von Frauen für einen Ausstellungskatalog und eine Befragung von Studentinnen über ihre Berufswünsche hält Barz (1985, 195ff.) kommunikativ-pragmatische Gesichtspunkte für ausschlaggebend. Steht die Berufsausübung im Vordergrund, wird die unmovierte maskuline Form als Allgemeinbegriff verwendet. Die movierte Form hingegen wird verwendet, wenn die Berufsausübung durch eine Frau hervorgehoben wird. Beide Gesichtspunkte überlagern sich in vielen Fällen. In bestimmten Texten

oder Kommunikationssituationen kann die SprecherIn/SchreiberIn bei der Wahl frei variieren, Ausschließlichkeit in der Verwendung der Form in Bezug auf spezifische Texte ist nicht festzustellen (vgl. auch 1.7.).

1.6.2. Feministische Sprachpraxis

Als Erfahrung im Alltag ist die Praxis feministischer Sprachkritik vielen präsent, mindestens in bestimmten Bereichen. Sie ist nicht nur Umsetzung der von Linguistinnen aufgestellten Normen, sondern spontaner und kreativer Laiinnensprachgebrauch. Dokumentiert wurde er bisher nur einmal, in seinen qualitativen Aspekten und unabhängig von textsortenspezifischer Verteilung. Das von Pusch (1984) zusammengestellte Korpus von über 10.000 feministisch sprachkritischen Belegen aus Zeitungen, Zeitschriften, Büchern und mündlichem Sprachgebrauch zeigt neben Splitting, („wohin frau blickt“, Pusch 1984, 95) konsequente Feminisierung durch zum Teil spielerisch-witzigen, auch bisherige Regeln verletzenden Gebrauch geschlechtsneutraler maskuliner Pronomina, etwa bei Wiederaufnahme generischer Pronomina mit femininen Formen wie *jemand/niemand*, *die*. Charakteristisch ist weiter der überaus produktive Einsatz der Endung *-in* und des Kompositums *-frau* in Opposition zu *-mann*. Das rückläufige Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache von Mater (1983) dokumentiert neben 209 Bildungen auf *-mann* erst 71 Bildungen auf *-frau*, mit gleicher erster Komponente sogar nur sieben, darunter *Hausmann*, *Hausfrau*, *Ehefrau*, *Ehemann* (vgl. Trempelmann 1987); bei Muthmann (1988, 977f.) sind es immerhin schon 98. Pusch konstatiert Kongruenz zwischen Genus und Sexus als Ersatz für das generische Maskulinum, selbst wenn die feminine Personenbezeichnung nur Teil eines Wortes ist: *Siegerinnenpose*, *Autorinnenpersönlichkeit*, ein Sprachgebrauch, wie er allerdings auch in Stellenangeboten gelegentlich vorkommt (Wittmüller 1988, 112; vgl. auch Ljungerud 1973). Mit der Entscheidung für semantische Kongruenz, also Anpassung des Genus an den Sexus der Person, wird wegen des übergeordneten Ziels, Frauen sichtbar zu machen, Redundanz in Kauf genommen, etwa in Verbindungen von femininen Personenbezeichnungen mit dem Adjektiv *weiblich* wie in *weibliche Linguistinnen* (vgl. auch Oelkers 1996). Eines der prominentesten Beispiele feministischer Sprachpraxis ist über die Jahre hin die Zurückweisung der neutralen Bedeu-

tung des Pronomens *man* und seine Ersetzung durch *frau* bei Bezugnahme auf Frauen – erstmalig in Verena Stefans „Häutungen“ (1975) dokumentiert. *Frau* wird als nicht dudenwürdig abgewertet (Drosdowski 1989, 86). Auch von Polenz (1985, 153) hält es für eine sprachpuristische Übertreibung: Zwar sei *man* aus dem auch in *Mensch* stekenden substantivischen Stamm *man* entstanden, habe aber die allmähliche Einengung der Bedeutung des Substantivs *Mann* auf ‚männlicher Mensch‘ als Folge patriarchalischer Sozialordnung nicht mitgemacht. Das Pronomen *man* war orthographisch vom Substantiv ferngerückt und hatte und hat eine Sonderrolle bei der Pronominalisierung: Es kann nicht durch *er* pronominalisiert werden, sondern muß wiederholt werden, im Akkusativ und Dativ wird es durch *ein* pronominalisiert. Andererseits sieht auch von Polenz schon eine sprachliche Tatsache darin, „daß seit etwa 10 Jahren [...] die Bedeutung ‚männlich‘ in das Pronomen *man* hineingeendet und kleingeschriebenes *frau* als sprachliche Innovation erfolgreich als Agitations- und Solidarisierungsmittel benutzt und verbreitet wird.“

Für neutrale Kontexte wird *man* durchaus auch beibehalten, feministische Linguistinnen empfehlen allerdings, es durch Passivsätze und andere unpersonliche Konstruktionen zu ersetzen bzw. durch Subjekte wie *ich*, *wir* persönlicher zu gestalten (Hellinger 1990, 164; Häberlin/Schmid/Wyss 1992, 55). Bei Männern ausschließlichem Sprachgebrauch wird *frau* selbst für den Sprachgebrauch der UNESCO empfohlen (Hellinger/Bierbach 1993, 18), hier wird es mittlerweile auch in Zeitungen ohne Anführungszeichen verwendet. Auch die Werbung hat es aufgegriffen: In einer Anzeige über ein Konto für junge Leute heißt es: *Man hat es. Frau auch. Das junge Konto.* Niemand will jedoch *frau* in Gesetzestexte aufnehmen. Gelegentlich finden sich auch andere Substantive pronominal gebraucht, etwa *mensch* oder *mann* – ein individuell und inhaltlich bedingter Sprachgebrauch, der im einzelnen noch zu untersuchen wäre.

Die feministische Sprachpraxis hat die Paarform als Ersatz für das generische Maskulinum nicht erfunden, aber ihren Gebrauch massiv forciert. Als eigene feministische Alternative gilt das Binnen-I, dessen stille Revolution nicht aufhaltbar zu sein scheint (s. Etzold 1996, 33). Erfinder des Binnen-I (auch großes I oder Versalbuchstabe genannt) ist nach Ludwig (1989, 81) ein Mann: In seinem Buch über freie Radios, das 1981 im Verlag 2001 erschienen ist, hat Christoph Busch als erster das gedruckte Binnen-I in der wieder-

holt vorkommenden Bezeichnung *HörerInnen* verwendet. Zwei Jahre später tauchte dieser Ausdruck in einem Inserat des Alternativen LokalRadios Zürich, danach in einem Artikel über diese Radios in der Züricher „Wochezeitung“ (WoZ) auf. Im Dezember 1983 führte die WoZ das I als offizielle Schreibweise für alle Personenbezeichnungen ein, dadurch wurde es in der Schweiz bekannt. 1986 übernahm die Berliner „tageszeitung“ (taz) die Schreibung. Schon 1989 konstatiert Ludwig eine bemerkenswerte Verbreitung auf Teile der linken Presse, Veröffentlichungen von Studierenden, Stellenausschreibungen, wissenschaftliche Darstellungen; vereinzelt findet es sich in der „Zeit“ und in Ministerien. In den Empfehlungsschriften einzelner Städte ist das Binnen-I meist nicht berücksichtigt oder ausdrücklich abgelehnt, doch Städte wie Frankfurt oder Saarbrücken empfehlen es. Es gibt auch Beispiele für die Einführung des Binnen-I in parlamentarischen Gremien (Gorny 1995, 536f.). Im Wortschatz hat es sich ebenfalls ausgebreitet, z. B. auf Kollektivbezeichnungen wie *DozentInnenschaft*. Bei Großschreibung wird es entsprechend klein geschrieben: LESERiNNEN.

Das Binnen-I stößt auf sehr viel Kritik. Der Großbuchstabe werde als „Ideologem in die deutsche Sprache eingeschleust“ und passe nicht in das Schriftsystem des Deutschen, weshalb etwa Drosdowski als Leiter der Duden-Redaktion die Übernahme in den Duden ablehnt (1989, 86; 1992, 15). Es verschärfe die Genusunterschiede und habe einen polemischen, bekenntnishaften und manchmal auch komischen Effekt (Wunderlich 1993, 224) und diene als Aushängefahne für Gruppenzugehörigkeit gelegentlich einem flotten Profiliergehabe (Guentherodt 1993, 247). Es gibt aber auch linguistisches Lob: Das Binnen-I wird für eine elegante Lösung und sprachsystematisch gesehen für eine interessante Neuerung gehalten (Sanders/Niederhauser 1990, 91) und als Neuschöpfung, die Ausdruck des sozialen Umdenkens ist und als Teil eines Soziolektes zur Gruppenidentifikation beiträgt, anerkannt (Guentherodt 1993, 248). Es läßt sich durchaus in der Konsequenz der Entwicklung der Großschreibung sehen. Binnenmajuskeln in Komposita sind verbreitet (*InterCity*, *KirchenVolksBegehren*, *LokalRadio*) und waren historisch durchaus vertreten; so schreibt der Grammatiker Schottel im 17. Jh. etwa *HauptSprache* oder *HofgerichtsAssessore* (Anliker 1992, 11; zu

Argumenten pro und kontra großes I vgl. Häberlin/Schmid/Wyss 1992, 94).

Das Binnen-I steht zwischen Splitting und geschlechtsneutralem Maskulinum bzw. Femininum. Gegenüber letzteren hat es den Vorteil eindeutig zu sein, gegenüber den Splittingvarianten den Vorteil der Ökonomie. Allerdings wird es nicht immer als generische Variante, sondern auch als abgekürzte Beid-schreibung gedeutet, die beim Sprechen aufgelöst werden muß (Häberlin/Schmid/Wyss 1992, 105; Samel 1995, 79; Schweizerische Bundeskanzlei 1996, 25). Für die generische Version spricht, daß im allgemeinen vor dem *-Innen* eine Pause mit glottalem Verschlus-laut oder Knackgeräusch gemacht wird; nur als generische Version ist es tatsächlich die ökonomischste Lösung. Bei generischem Gebrauch müßte der Singular *die BürgerIn* heißen, es werden aber auch Singularformen angeboten wie *der/die BürgerIn*, was Erschwernisse für die Deklination und die Verwendung in attributiven Nominalgruppen zur Folge hat. Im Kontext des Binnen-I wird deshalb auch die Großschreibung anderer Buchstaben diskutiert (Häberlin/Schmid/Wyss 1992, 94): *eineN verständnisvolleN geduldigeN LehrerIn*. Wegen der Veränderung gegenüber der maskulinen Personenbezeichnung gelten Formen wie *BotIn*, *ÄrztInnen*, *BäuerInnen* als problematisch, weshalb auch empfohlen wird, solche Formen nur zu verwenden, wenn bei Weglassen der Endung ein vollständiges Wort übrigbleibt (Schweizerische Bundeskanzlei 1996, 27); auch die Trennung muß noch geregelt werden.

Bei der empirischen Untersuchung von Scheele/Gauler mit insgesamt 837 ProbandInnen zeigte sich, daß vielen das große I unbekannt war (1993, 65). 1992 hat es der Magistrat der Stadt Wiesbaden u. a. für den amtlichen Sprachgebrauch empfohlen (Bikes/Brunner 1992, 76), bisher als einzige Stadt (Samel 1995, 78). In die Anträge für eine Rechtschreibreform wurde es nicht aufgenommen (vgl. Samel 1995, 81). Auch die interministerielle Arbeitsgruppe Rechtssprache des dt. Bundestages zieht es nicht in Erwägung, und selbst von feministischen Linguistinnen (Guentherodt 1993, 247f.) wird es für Rechtstexte abgelehnt. Im Leitfaden der Bundeskanzlei der Schweiz (Schweizerische Bundeskanzlei 1996, 26) ist es für verknäppte, nicht aber für fortlaufende Texte empfohlen.

1.6.3. Berufsbezeichnungen, Titel und Grade

Berufsbezeichnungen sind zentrales Bindeglied zwischen fachsprachlichem und alltags-sprachlichem Wortschatz. Sie sind der einzige Bereich, der seit den 50er Jahren empirisch untersucht wurde und gut, wenn auch sicher nicht ausreichend dokumentiert ist. Hier geht es primär wortschatzorientiert um die Frage nach Vorkommen und Verwendung in unterschiedlichen syntaktischen Positionen, davon abzugrenzen ist die unten behandelte primär textorientierte Frage der Gestaltung von Stellenanzeigen. Für die deutschsprachige feministische Sprachkritik ist die Feminisierung von Berufsbezeichnungen ein zentraler Aspekt (s. u. 1.7. zur Sonderentwicklung in der DDR), denn diese sagen nicht nur etwas über die ausgeübte Tätigkeit aus, sondern sind in hohem Maße auch Identifikationsmittel, ähnlich wie der Name einer Person Teil der Person selbst ist.

Die feministische Sprachkritik greift auf und forciert, was sich im Zuge der gesellschaftlichen Entwicklung längst angebahnt hat. Schon 1962 bittet die erste Bundesministerin, Frau Dr. Schwarzhaupt, darum, als *Frau Ministerin* angesprochen zu werden. Die Entwicklung der weiblichen (movierten) Berufsbezeichnungen seit den 50er Jahren zeigt, daß Movierungen auf *-in* zunächst nicht oder nur zögerlich verwendet werden, sich dann aber immer mehr durchsetzen. Eine ähnliche Entwicklung wiederholt sich in den 80er/90er Jahren bei den Komposita auf *-frau*; *die Kauffrau* war sogar schon in den 70er Jahren in der Bundesrepublik Deutschland üblich (vgl. Oksaar 1976, 89; zur unterschiedlichen Entwicklung in der DDR vgl. 1.7.). Auch der Ersatz von *Lehrling* durch *der/die Auszubildende* gehört in diesen Kontext. Bereits für den von Oksaar (1976) dokumentierten Zeitraum von 1962 bis 1972 zeigt ihre umfangreiche Belegsammlung von Berufsbezeichnungen aus Zeitungstexten, daß die movierte Form im ganzen und auch in den einzelnen Sektoren erheblich überwiegt (74–95%). Selbst Fremdwörter, die in den ersten Jahren unmoviert dokumentiert sind, werden zunehmend moviert: *Cutterin*, *Babysitterin*. Für die höheren Berufe stellt Oksaar in den drei linguistischen Kontexten (Bezeichnung vor dem Nomen, nach dem Nomen und ohne Nomen) eine annähernd gleiche Verteilung movierter und unmovierter Formen fest. Nichtverwendung des *-in* wertet sie v. a. als Indikator für die neuen Frauenberufe, das sind die sog.

klassisch männlichen Handwerksberufe wie Schlosser, Schuster, Schmied, Bäcker. Bei den unmovierten Formen sind meist im gleichen Satz Informationen über das natürliche Geschlecht enthalten. Hinzu kommen Besonderheiten in bestimmten Syntagmen, etwa ist als Titel oder Amtsbezeichnung (v. a. in einem Syntagma Frau + Beruf + Name) die unmovierte Form relativ häufiger. Auch bei der Anrede beobachtet Oksaar Variabilität: einerseits: *sie ist Professor/Professorin*, aber: *Frau Professor* oder *Frau Direktor*; andererseits: *sie ist Minister/Ministerin*, aber: *Frau Minister/Ministerin* oder *Frau Senator/Senatorin*. Oksaar deutet das Vorkommen von alternativen Bezeichnungen für Frauen bei bestimmten Berufen wie *Ministerin/Minister*, das ausschließliche Vorkommen von femininen Berufsbezeichnungen bei *Lehrerin, Ärztin, Köchin* und das ausschließlich unmovierte Vorkommen von *Frau Müller ist Schlosser/Schuster/Schmied (Bäcker?)* als Schwankungen im System. Für von Polenz hingegen stellt fehlende Movierung einen Systemverstoß dar (vgl. von Polenz 1982 bzw. 1973, 82). Fehlende Lexikalisierung oder auch nur Usualisierung eines Wortes sprechen nicht gegen seine Ableitbarkeit (vgl. von der Gabelentz 1969; Wustmann 1891). Auch die Weiterentwicklung der Berufsbezeichnungen ist dokumentiert. Zunächst gab es die weibliche Bezeichnung als Normabweichung: *Putzfrau, Abortfrau*, dann überwogen eine Zeitlang die Doppelformen, mittlerweile wird konsequent Geschlechtsdifferenzierung unter Verzicht auf die männliche Form als Norm praktiziert. Wittemöller (1988, 117) sieht die Dominanz der movierten Form im Textteil der Zeitungen für alle Berufe in den drei möglichen Kontexten gefestigt, wo Oksaar (1976) noch für die höheren Berufe in den drei linguistischen Kontexten eine annähernd gleiche Verteilung movierter und unmovierter Formen feststellte.

Gesellschaftspolitische Maßnahmen, die zugleich sprachpolitische Maßnahmen sind, gab es gerade für den Bereich der Berufsbezeichnungen vor aller feministischen Sprachkritik. In ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzen sind die Berufsverzeichnisse. Als Nachschlagewerke, die nur in größeren Abständen verändert werden, legen sie fest, ob es einen Beruf als Frauenberuf, als Männerberuf oder geschlechtsunabhängig gibt, und können durchaus normativ wirken. Sie können gesellschaftlichen Wandel dokumentieren, wenn sie die feminine Form einführen,

ihn verdecken, wenn sie, wie das in der Regel geschieht, nur die maskuline Form aufführen, aber ihn durchaus auch vorantreiben, wenn sie die weibliche Form für Berufe vorsehen, die noch nicht von Frauen ausgeübt werden. 1979 hat das Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft beschlossen, alle Ausbildungsberufe geschlechtsdifferenziert aufzuführen. Diese Maßnahme war zur Verbesserung der Chancengleichheit gedacht, war aber zugleich ein fundamentaler Eingriff in die Sprachentwicklung (vgl. Wittemöller 1988, 135). Die konsequente Movierung mit *-in* ermutigt zur Movierung auch bei Berufsbezeichnungen, für die dies bisher nicht üblich war. Ähnlich einflußreich war die Entscheidung für Komposita auf *-frau* anstatt *-männin*: *Kauffrau, Fachfrau, Amtfrau*. Solche Erlasse nehmen eine Entwicklung vorweg, die die Bürgerinnen und Bürger erst allmählich nachvollziehen: Bei im Rahmen eines Seminars durchgeführten Befragungen zeigte sich sehr deutlich, daß neue Komposita auf *-frau* noch nicht auf sehr große Akzeptanz in der Bevölkerung stoßen, daß die Akzeptanz sogar von Wort zu Wort variiert und nicht die logische Anwendung einer schon bestehenden produktiven Regel gilt, wobei Berufsbezeichnungen auf größere Akzeptanz stoßen als Wörter wie *Schneefrau*.

Bis Ende der 80er Jahre war die Unmoviertheit akademischer Grade länderübergreifend noch voll etabliert (vgl. Oksaar 1976, 82; Wittemöller 1988, 120). Von LinguistInnen wird sie kontrovers diskutiert. Während Stikkel (1983) als Leiter des Instituts für deutsche Sprache in der Verleihung von Diplomen, Graden und Amtsbezeichnungen in der femininen Form eine geradezu selbstverständliche Anwendung der Wortbildung sieht und Leuer/Fessel (1992) eine Veränderung der Sprache des Hochschulrechts insgesamt befürworten, argumentieren z. B. Lieb/Richter (1990, 157) vehement gegen sexusspezifische Grade, u. a. mit der Begründung, sie würden einen erleichterten Graderwerb für Frauen suggerieren. Ganz allmählich bahnen sich auch hier Veränderungen an, v. a. weil einzelne Frauen sich den gewünschten Titel gerichtlich erstreiten. Z. B. wurde 1988 vom Berliner Verwaltungsgericht die Klage zweier Frauen auf Umbenennung des Titels *Magister* in *Magistra* abgelehnt. In einem Vergleich verpflichtet sich die Universität, den Titel *Magistra* rückwirkend zu verleihen, falls es zu einer Änderung des Hochschulgesetzes kommen sollte. In Oldenburg hat sich 1990

eine Mathematikerin den Titel *Doktorin rer. nat.* erstritten; inzwischen hat der Fachbereich Mathematik seine Promotionsordnung geändert (vgl. Gorny 1995, 547).

1.6.4. Anzeigen

Die Gestaltung von Stellenangeboten im (pseudo)generischen Maskulinum ist ein Hauptangriffspunkt der feministischen Sprachkritik, politisch unterstützt durch die Richtlinie 76/207 des EWG-Rates von 1976 zur Verwirklichung des Grundsatzes der Gleichbehandlung von Männern und Frauen hinsichtlich des Zugangs zur Beschäftigung, Berufsausbildung und zum sozialen Aufstieg. Sie wurde 1980 in der Bundesrepublik in das deutsche Arbeitsrecht umgesetzt: § 611b BGB regelt als Sollvorschrift die geschlechtsneutrale Arbeitsplatzausschreibung im öffentlichen Dienst. Der Anteil der unmovierten Berufsbezeichnungen an allen im Anzeigenteil vorkommenden Berufsbezeichnungen lag mit 10,9% (Wittemöller 1988, 93) wesentlich höher als in der Schweiz (2,9%) und Österreich (2,2%). Nach zwei älteren Untersuchungen von 1983 und 1987 haben die Soll-Bestimmungen des § 611b BGB bisher nicht die gewünschte Wirkung gezeigt (vgl. Hellinger 1990, 114). Über die Hälfte von 6.000 Stellenanzeigen aus dem Jahr 1986 wendet sich direkt an Männer, 22% an Frauen, 21% sind geschlechtsneutral formuliert, Männer können sich also bei ca. 75% aller Anzeigen angesprochen fühlen, Frauen nicht einmal bei der Hälfte. Im EDV-Bereich werden Männer zu 87% direkt angesprochen, Frauen nur zu 2%, umgekehrt werden beim Hauspersonal zu 81% Frauen und zu 1% Männer gesucht. Auch nach Wittemöller (1988, 89) sind Anzeigen in Allgemeinform, die sich auf die Neutralität der Formulierung verlassen (*Gärtner gesucht*), in allen drei Ländern immer noch in der Überzahl. Mehrere Untersuchungen aus den 90er Jahren kommen zum Ergebnis, daß bei Führungskräften und im Topmanagement die Stellenausschreibungen ausschließlich maskuline Berufsbezeichnungen benutzen, während neutrale Formulierungen v. a. in den typischen Frauenberufen verwendet werden: *Schreibkraft*, *Haushaltshilfe* (vgl. Wittemöller 1988, 108; Gorny 1995, 550). Die bisher überwiegend negativen Ergebnisse hängen damit zusammen, daß das Gesetz keine Sprachanweisungen enthält, und viele Untersuchende, der feministischen Sprachkritik folgend, das generische Maskulinum nicht als geschlechtsneutrale Formulierung akzeptieren. Der

Frauen ausschließende Sprachgebrauch in Anzeigentexten ist eine primär textorientierte Fragestellung. Unklar bleibt, ob sich die Analysen am Einzelwort der jeweiligen Berufsbezeichnung orientieren oder auf den gesamten Anzeigentext stützen. Mittlerweile ist es bei Hochschulen nahezu durchgängig Praxis, Frauen explizit zur Bewerbung aufzufordern. Untersuchungen in den kommenden Jahren werden zeigen, ob das allmählich von Erfolg gekrönt ist. Texte, in denen Feminisierung/Movierung wegen des referentiellen Gebrauchs unumgänglich ist, sind Stellengesuche oder Heiratsanzeigen. Daß Frauen sich eher mit der weiblichen Form identifizieren, schließt Wittemöller (1988, 102) aus der häufigeren Verwendung von Komposita auf *-frau* in Stellengesuchen. Selbstbezeichnung ist in vielen Bereichen der entscheidende Faktor, auch dort, wo Frauen die Führung eines Titels in weiblicher Form einklagen. Nur am Rande sei erwähnt, daß bei Selbstbezeichnung sehr schnell eine andere Opposition als die von Feministinnen behauptete *Junggeselle–Jungfer* etabliert wird: die von Stolt (1976) untersuchten Heiratsanzeigen von 1973 enthalten ganz selbstverständlich schon zweimal die Ableitung *Junggesellin*. Während im allgemeinen Personenbezeichnungen auf *-ier* nicht moviert anzutreffen sind, findet sich in Heiratsanzeigen die *Hotelierin* (Wittemöller 1988, 34).

1.6.5. Verwaltungs- und Vorschriftenprache

Die Frage einer umfassenden Umgestaltung der Verwaltungs- und Vorschriftenprache wird seit Mitte der 80er Jahre in Ministerien, Parlamenten und Stadtregierungen intensiv diskutiert. 1987 gab es eine Bundestagsdebatte über „Geschlechtsneutrale Bezeichnungen, Formulierungen in Gesetzen, Rechtsvorschriften, Verwaltungsvorschriften“. Gegenstand des ersten Antrags im Bundestag war der „Wahlmännerausschuß“. Im Sommer 1991 stimmte das Kabinett der Bundesregierung Vorschlägen einer interministeriellen Arbeitsgruppe zu, wonach ein weiblicher Amtmann künftig auch offiziell *Amtfrau* heißen, eine Ministerin auch in Urkunden nicht mehr *Frau Minister* genannt werden soll (vgl. zu Berufsbezeichnungen 1.6.3.). In Formulare, Anträgen, Anschreiben und Vordrucken hat sich eine geschlechtergerechte Sprache am schnellsten durchgesetzt, auch wenn sie längst nicht zur Regel geworden ist. Hier war und ist der Unwille direkt vermittelbar. So wurden bei der Volkszählung 1987 noch kurz

vor Drucklegung die Fragebögen entsprechend geändert, aus Angst, daß Frauen sie nicht ausfüllen würden. Bei individualisierten Rechtsbeziehungen ist eine geschlechtergerechte Anrede und eine Textgestaltung juristisch einsichtig und im Sinne einer bürgernahen Verwaltung höflicher und stärker adressatInnenorientiert. Durch die zunehmende Institutionalisierung von Frauenbeauftragten in den 80er Jahren gibt es auch genügend Ansprechpartnerinnen, die die wachsende Nachfrage nach Formulierungshilfen kompetent beantworten (bis auf Häberlin/Schmid/Wyss 1992 sind die meisten neueren Richtlinien-texte in diesem Kontext entstanden, vgl. etwa Wodak u. a. 1987; F. Braun 1991; Hellinger/Bierbach 1993; Müller/Fuchs 1993; Schweizerische Bundeskanzlei 1996).

Es besteht jedoch ein wesentlicher Unterschied zwischen der eher konkret und individuell adressierten Verwaltungssprache und der teilweise generisch und abstrakt orientierten Vorschriftensprache. Inzwischen ist es auch hier, möglicherweise mitbedingt durch die Entwicklung in der Schweiz (vgl. 1.7.), zu einer Annäherung der Standpunkte gekommen.

Die Diskussion ist allerdings noch nicht abgeschlossen. Stickels (1988, 352) Plädoyer für die Beibehaltung des generischen Maskulinums war nicht durchzusetzen. Um andere sprachliche Grundsätze für die Gestaltung von Rechtsvorschriften wie Allgemeinheit, Knappheit, Verständlichkeit und Klarheit zu wahren und dennoch sprachliche Gleichbehandlung zu verwirklichen, haben der Bund und einige Bundesländer unterschiedliche Regelungen getroffen, die alle das geschlechtsneutrale Formulieren betonen (vgl. ausführlich: Gesellschaft für deutsche Sprache 1994). Selbst die in der Diskussion engagierten Feministinnen fordern keine umfassende Feminisierung der Rechtstexte, sondern Ersetzung des generischen Maskulinums, das ja lange in der Rechtssprache nur den Mann bedeutete (vgl. Grabrucker 1993, 144), durch neutrale Bezeichnungen in Gesetzen, die von der Gleichstellung der Frau nicht betroffen sind, Verwendung des Femininums in der Paarbezeichnung hingegen in Normen, die die defizitäre gesellschaftliche Stellung der Frau widerspiegeln oder fortzusetzen geeignet sind (Grabrucker 1993, 226).

Die politische Praxis ist dem schon ein Stück weit gefolgt: 1991 stimmte das Kabinett der Bundesregierung Vorschlägen der Arbeitsgruppe Rechtssprache zu, wonach durch männliche Formulierungen geprägte Vorschriften „neutralisiert“ werden sollen. Aber bei Regelungen in Zusammenhang mit Mutterschutz, Schwangerschaft etc. dürfen gene-

rische Maskulina nicht verwendet werden (Arbeitsgruppe Rechtssprache 1990, 37). Nach bisheriger Lösung der Bundesregierung, mehrerer Landesregierungen und Parteien wird die Beibehaltung des generischen Maskulinums mit wenigen Einschränkungen oder seine Kombination mit anderen Formen vertreten (Gesellschaft für deutsche Sprache 1994, 31). Nach Auffassung der Gesellschaft für deutsche Sprache (1994), die im Auftrag der interministeriellen Arbeitsgruppe Rechtssprache des Deutschen Bundestages Empfehlungsschriften und Erlasse verglichen hat, wird ein Modell zur Umgestaltung von Rechtsvorschriften, das geschlechtsneutrale Formen, die Paarform und das generische Maskulinum verbindet, am ehesten den komplexen Anforderungen der Rechtssprache gerecht, wobei sich die Paarformel für „personennahe“ Formulierungen anbietet und dort mindestens gelegentlich verwendet werden sollte, bei juristischen Personen (*die Stadt, der Verein*) und abstrakten Funktionen (*Gläubiger, Schuldner*) hingegen das generische Maskulinum beibehalten werden kann. (Zum Stand der rechtspolitischen Diskussion, zu Quellen aus den einzelnen Bundesländern und Broschüren zur Verwaltungssprache vgl. Grabrucker 1993; Gesellschaft für deutsche Sprache 1994). Mittlerweile ist ein gewisser Stillstand der Diskussion eingetreten, ein für 1992 geplanter Bericht wurde nicht abgefaßt, das Problem bleibt aber nach wie vor aktuell, etwa wenn aufgrund der Beschlußfassung im Europarat engl. Texte, die feministische Sprachkritik praktizieren, ins Deutsche übersetzt werden müssen.

1.6.6. Exemplarische Darstellung in Grammatiken

Beim Vergleich der verschiedenen Auflagen der Duden-Grammatik – seit 1959 etwa alle zehn Jahre – wird sehr deutlich, daß die Zahl der movierten Personenbezeichnungen steigt: 1959, 573 und 1966, 623 gibt es nur drei Beispiele: *Lehrerin, Freundin, Ärztin*; 1973, 613 und 1984, 656 sind es schon 24, darunter *Chefin, Bürgerin, Siegerin*. Seltene alternative Fremdsuffixe wie *-euse* werden aufgeführt, allerdings ohne Hinweis darauf, daß eine wachsende Tendenz besteht, *-euse* durch *-eurin* zu ersetzen: *Masseurin, Friseurin, Souffleurin*. Berufsbezeichnungen auf *-frau* werden mal der Movierung zugerechnet, mal als Komposita behandelt (Duden-Grammatik 1995, 232, 861, aber 506f.; vgl. auch Wittemöller 1988, 92).

Während grundsätzlich hervorgehoben wird, daß es eine Parallelität von Genus und Sexus nicht gibt (1959, 141; 1964, 137; 1973, 150; 1984, 200), ablesbar schon daran, daß es neben Maskulina und Feminina die Gruppe der Neutra gibt, wird seit 1959 betont, daß das Genus der Substantive, mit denen Personen bezeichnet werden, darunter besonders das der Verwandtschaftsbezeichnungen, im allgemeinen mit dem natürlichen Geschlecht, dem Sexus der Person, übereinstimmt; als Beispiel wird u. a. *Lehrer/Lehrerin* genannt. Jedoch wird seit der 1. Aufl. hervorgehoben, daß bei Berufsbezeichnungen und Titeln die weibliche Form nur schwer durchdringt.

Bis zur 3. Aufl. (1973, 613) werden Berufsbezeichnungen aufgeführt, die es noch nicht in der weiblichen Form gibt, wie *Bauassessor, Schlosser, Doktor*; bei *Professor, Rechtsanwalt* wird die weibliche Form als auch schon mögliche in Klammern angeführt. Seit 1984 werden keine maskulinen Formen für Frauenberufe mehr aufgeführt.

In der 4. Aufl. (1995, 720f.) wird betont, daß durch die Emanzipation der Frau zunehmend neue Bildungen für die Bezeichnung von Berufsrollen in Gebrauch kommen, die früher nur Männern vorbehalten waren, darunter *Mechanikerin, Maurerin, Pilotin, Soldatin, Bischöfin, Ministerin, Optikerin*.

Feminina werden nach der Darstellung von 1995 auch in Verbindung mit *Frau* und in der Anrede in der Regel gebraucht: *Frau Bürgermeisterin*. Ausnahmen sind die beiden akademischen Titel *Frau Professor, Frau Doktor*, gegenüber *Sie ist Professorin/Doktorin der Rechte*.

Seit der 1. Aufl. 1959 gilt Kongruenz im Genus zwischen einer Personenbezeichnung als Kern eines Gleichsetzungsnominativs und dem Subjekt als die Regel (1995, 720). Fehlende Kongruenz wird als Ausnahme dargestellt. Auch nach der letzten Aufl. (1995, 721) wird aber bei maskulinen Berufsbezeichnungen Kongruenz oft nicht beachtet. Ob dies tatsächlich empirisch gestützt ist oder von in der DDR erschienenen, im Duden zitierten Darstellungen zur Wortbildung (etwa von Fleischer 1969; Fleischer u. a. 1987) beeinflusst ist, fällt schwer zu entscheiden (vgl. auch 1.7.). Die Einschränkung auf Berufsbezeichnungen an dieser Stelle erstaunt. Nach Erfahrungen der Verfasserin werden eher bei Kurzzeitrollen die unmovierten Formen verwendet. Das wäre aber genauer zu untersuchen.

In der Aufl. von 1995 werden Probleme des generischen Sprachgebrauchs und des Redens über gemischtgeschlechtliche Gruppen angesprochen, das Binnen-I ist nicht aufgenommen. Grammatiken mit einer neueren

Gesamtkonzeption behandeln das Thema in unterschiedlicher Ausführlichkeit und mit mehr oder weniger Wohlwollen. Sie zitieren Pusch (z. B. Eisenberg 1989, 173f.), charakterisieren die feministische Sprachkritik als berechtigt, lehnen aber ein generisches Femininum ab und wollen den Gebrauch des Pronomens *frau* abwarten (so Götze/Hess-Lüttich 1989, 429, 161); sie empfehlen geschlechtsneutrale anstelle von generisch maskulinen Ausdrücken und erwähnen sogar das Binnen-I (s. Weinrich 1993, 333).

1.6.7. Institutionen der Sprachpflege

An der u. a. in den Medien von LaiInnen und LinguistInnen engagiert geführten Kontroverse beteiligen sich auch die Vertreter der Institutionen, die in Deutschland über Sprache wachen: Eher insgesamt kritisch der langjährige Leiter der Dudenredaktion Drosdowski (1989, 1992; vgl. aber 1.6.6.). Stickel, Leiter des Instituts für deutsche Sprache, plädierte zunächst für Feminisierung von Diplomgraden (1983), lehnte aber eine Veränderung der Rechtssprache grundsätzlich ab (1988) und nahm ein Stück weit sogar seine Auffassung von 1983 zurück (1988, 352). Die Gesellschaft für deutsche Sprache hat insgesamt eine ausgeprägt wohlwollende Haltung gegenüber der feministischen Sprachkritik eingenommen; die interministerielle Arbeitsgruppe Rechtssprache des Deutschen Bundestages hat sich für sie als Beratungsinstanz entschieden (Bickes/Brunner 1992; Pflug 1990; Gesellschaft für deutsche Sprache 1994). Die Gesellschaft für deutsche Sprache, die schon in den 70er Jahren in der Fremdwortdiskussion eine sehr liberale Position eingenommen hatte, zeigte auch in dieser Frage relativ bald Gelassenheit und Interesse an Verbesserung und organisiert seit mehreren Jahren regelmäßig Veranstaltungen zum Thema (vgl. Bickes/Brunner 1992). Im Rahmen der hauseigenen Zeitschrift „Der Sprachdienst“ hat sie durch Befragung Lücken für Personenbezeichnungen schließen lassen, z. B. *Frau Ober* als Entsprechung zu *Herr Ober* und *Politesse* als maskuline Entsprechung durch (seltene) Rückbildung zu *Politesse*. Zur Umgestaltung von Rechtsvorschriften befürwortet sie ein Modell, das geschlechtsneutrale Formen, die Paarform und das generische Maskulinum verbindet, exemplarisch plädiert sie für die Einführung eines neutralen Oberbegriffs *Kaufperson* zu *Kaufmann* bzw. *Kauffrau* (Gesellschaft für deutsche Sprache 1993, 5f.). Die vielfach gefor-

derte grammatische Kongruenz bei Bezeichnungen für juristische Personen (*Gläubigerin ist die Stadt Mainz*), nach Duden seit 1959 die Regel, lehnt sie ab, da sie nicht zur Durchsetzung der Gleichberechtigung zwischen Frauen und Männern beitrage.

1.6.8. Streiflichter aus dem öffentlichen Sprachgebrauch der 90er Jahre

Stichproben aus den 90er Jahren zeigen, daß auch außerhalb feministischer Publikationen (vgl. zum Sprachgebrauch der Zeitschrift „Emma“ Gansel 1995, 326) das Bewußtsein vorhanden ist, feminine Personen- und Berufsbezeichnungen für Frauen zu verwenden (vgl. auch 1.7.). Wer aufmerksam liest, findet täglich Beispiele für geschickte Neutralisierung oder Sichtbarmachung von Frauen, etwa durch Kombination von Text und Bild. Das generische Maskulinum ist hingegen in seiner Frequenz durch Varianten wie Paarform oder Binnen-I nur geringfügig eingeschränkt.

In einer Frauenzeitschrift („Brigitte“ vom 8. 1. 1992) wird bei Bezugnahme auf eine Frau immer die feminine Form verwendet. Es gibt sehr viele Texte mit geschlechtsneutralem Maskulinum im Plural, gehäuft in einem Artikel über AusländerInnen, geschlechtsneutraler Singular kommt nicht vor. Die Beidbenennung als Ersatz kommt im Heft nur dreimal vor. – Bei Lektüre der Badischen Zeitung vom 10. 3. 1995 finden sich immer Feminisierungen bei Bezug auf Frauen: *Moderatorin, Stadträtin, Fragerin, Zeitzeuginnen, Podiumsdiskutierinnen, Veranstalterinnen*. Ein Artikel über den internationalen Frauentag enthält zweimal das Pronomen *frau* ohne Anführungszeichen. Eine vorgestellte Hitliste der Berufe zeigt inkonsequente Feminisierung: *Elektroinstallateur, Schreiner, Goldschmiede, Bankkaufmann/-frau, Chemielaborantin, Floristin*. Es gibt auch deutliche Bemühungen um Neutralisierung: neben *Mitglieder, die Jugendlichen*, heißt es in einem Artikel (statt *Kandidaten*): *wer sich zur Wahl stellte, wurde gewählt*. In einem Artikel mit Empfehlungen für das Abfassen einer Bewerbung werden anstelle von *der Bewerber o. ä. man-* und *Passivkonstruktionen* verwendet. Neben einer Unmenge von Belegen für generischen Plural (*die Schulabgänger, Radler, Genossen, Kollegen, Stadträte, Kritiker, Müllxperten*) kommt nur zweimal die Beidbenennung vor: in einem Artikel über eine Theateraufführung in einer Schule *Schülerinnen und Schüler* neben generischen *die Zuschauer, die Akteure*, in einem anderen Artikel *Berufsberaterinnen und Berufsberater*, beides sind Artikel von Frauen. – Im Wahlverzeichnis der Kommunalwahl in Freiburg 1994 sind alle weiblichen Berufsbezeichnungen moviert, ebenso auch im Telefonverzeichnis der Universität Freiburg. Am 20. Mai 1994 veröffentlicht ein Rechtsanwaltsbüro in der Badi-

schen Zeitung in Freiburg die Todesanzeige einer Frau, die seit 1934 in dieser Kanzlei tätig war und immer Wert auf die maskuline Berufsbezeichnung legte, im Text heißt es entsprechend *Rechtsanwalt und Träger des großen Bundesverdienstkreuzes*. Die Anzeige der Anwaltskammer vom darauffolgenden Tag verwendet selbstverständlich die femininen Personenbezeichnungen *Rechtsanwältin* und *Trägerin*.

1995 hat sich eine veränderte Ansage in den Freiburger Straßenbahnen durchgesetzt. Anstelle von: *Die Fahrkarten bitte beim Wagenführer lösen und selbst entwerfen!* heißt es: *Die Fahrkarten bitte beim Fahrpersonal lösen und selbst entwerfen!*

In Freiburg gastierte 1995 Gunhild Köllner mit dem Theaterstück „Die Sündenböckin“. Nach der Badischen Zeitung vom 28. 3. 1995 sind *die Bur-schinnen auf dem Vormarsch*. Das Binnen-I wird nicht verwendet.

Die gegenwärtige Praxis der „taz“ ist gekennzeichnet durch gelegentliches Vorkommen des großen I neben dem generischen Maskulinum im Plural, nur die entsprechende Rubrik heißt immer noch *Lese-rInnenbriefe*. Den einzelnen AutorInnen ist die Handhabung selbst überlassen. Geschlechterunterschiede waren am 23. 5. 1995 nicht festzustellen. Es gab keinen Artikel, in dem alle generischen Maskulina ersetzt waren. Die Bezeichnung *SchülerInnen* wechselte in einem Artikel ab mit *Schüler* und *Demonstranten*; es fanden sich *BürgerInnen, LehrerInnen, Berliner TürkInnen* neben *Türken, Kurden, Insider, Hausbesitzer, Bettler, Genossinnen und Genossen*.

Alfers/Kürschner/Pelka (1994) legen ihrer empirischen Untersuchung eine Mischung aus gesprochenen und geschriebenen Texten aus dem universitären Kontext, Notizen aus Prüfungen über das Sprachverhalten der Beteiligten, eine Zeitung für Studierende und Lehrveranstaltungscommentare zugrunde, daneben auch Bewertungen von sprachlichen Formulierungen auf der Grundlage eines Fragebogens. Wesentliche Ergebnisse sind, daß viele Studentinnen mit maskulinen Personenbezeichnungen auf sich selbst Bezug nehmen, sich durch das generische Maskulinum angesprochen fühlen und es auch selbst verwenden (Alfers/Kürschner/Pelka 1994, 259; ähnl. Gansel 1995, 325) und nicht zuletzt, daß Sprachbewertung und eigener Sprachgebrauch auseinanderklaffen.

1.7. Besonderheiten der Entwicklung in den anderen deutschsprachigen Ländern

Maßnahmen zur Förderung der Gleichbehandlung im öffentlichen Dienst aufgrund von Verpflichtungen durch internationale Abkommen waren Ende der 80er Jahre in der Bundesrepublik am weitesten umgesetzt. Über die Entwicklung in Österreich zum Stand der 80er Jahre geben v. a. Wodak u. a.

(1987), die vergleichende Untersuchung von Wittemöller (1988) über Berufsbezeichnungen und in Einzelbeobachtungen auch Doleschal (1992) Auskunft. Leider fehlt bei Wittemöller eine übersichtliche Darstellung der Entwicklung nach Ländern getrennt. Insgesamt hatte sich in den 80er Jahren in Österreich die Movierung bei hochqualifizierten Berufen noch nicht durchgesetzt. Es gab auch noch keine offiziellen Regelungen zur weiblichen Form der Berufsbezeichnungen auf *-mann*. In Stellenangeboten fanden sich ausschließlich Komposita auf *-mann*, diese überwogen auch in den Gesuchen. Die umfangreichen und fundierten Empfehlungen von Wodak u. a. (1987), hg. vom Bundesministerium für Arbeit und Soziales, weisen aber in Richtung Ersetzung durch *-frau*. Wittemöller (1988) erwartet Wandel v. a. durch einen Einfluß dieser Empfehlungen und der Selbstbezeichnungen von Frauen. Die Autorinnen dokumentieren mit einer Einstellungserhebung beachtliche Akzeptanz der betroffenen Frauen (Wodak u. a. 1987, 53f.). Sprachliche Gleichbehandlung in Gesetzestexten oder zur Verleihung von Amtstiteln wurden in den 80er Jahren noch von Bundesland zu Bundesland verschieden geregelt, in Ausnahmefällen auch in der weiblichen Form (Wittemöller 1988, 145). Die Empfehlungen befürworten, Amtstitel und Grade mit *-in*, *-frau* zu bilden und bei lat. Ursprung auf lat. *Femina* zurückzugreifen: *Primaria*, *Oberstadtphysica*, *Magistra* (Wodak u. a. 1987, 39), bis auf letztere Ausnahmen zeigen sie Übereinstimmungen zu Regelungen in der BRD. Inzwischen empfiehlt das Handbuch der Rechtsetzungstechnik (1992, 7) geschlechtsneutrale Formulierungen bzw. Beidbenennungen, wo erstere nicht möglich sind. (Zur aktuellsten Darstellung der Entwicklung in Österreich vgl. Doleschal 1998).

Wie schon erwähnt, ist die Schweiz das Herkunftsland des Binnen-I, über dessen Einsatz in LeserInnenbriefspalten massiv gestritten wurde. Die „WoZ“ wird vorwiegend von jungen und kritischen Leuten gelesen, was in der übrigen Bevölkerung beträchtliche Abwehrreaktionen auslöst (Anliker 1992, 11). Linguistische Stellungnahmen dokumentiert die Zeitschrift „Sprachspiegel“ (vgl. etwa Hinderling 1990; Gallmann 1991). Der Anteil der unmovierte Berufsbezeichnungen an allen im Anzeigenteil vorkommenden Berufsbezeichnungen lag bei 2,9%. In Texten ist, wie auch in den anderen Ländern, die unmovierte Form die Ausnahme (Wittemöller

1988, 117). Das Kompositum *-frau* in Berufsbezeichnungen wird eher von oben eingeführt, findet sich demnach häufiger in Stellenangeboten, während es in Österreich eher von unten eingeführt vermehrt in Stellensuchen zu finden ist (ebd., 105). Tendenziell unmovierte Berufsbezeichnungen sind besonders häufig, wo Frauen als Berufstätige noch nicht etabliert sind (vgl. schon Oksaar 1976, 85). Bereits in den 80er Jahren war Splitting in Form der Paarformel wesentlich häufiger in Texten und Dialogen anzutreffen als in den anderen Ländern – ein Anzeichen für die Aktualität des Themas der Gleichbehandlung in der Schweizer Öffentlichkeit. 1992 haben die beiden Kammern des Parlamentes mit großer Mehrheit bzw. oppositionslos der Einführung der sprachlichen Gleichbehandlung nach den Grundsätzen der kreativen Lösung, d. h. Kombination verschiedener Lösungen, in den neuen oder totalrevidierten Erlassen der Schweizerischen Bundesversammlung (wie Gesetze, Bundesbeschlüsse) zugestimmt.

Als erste Gesetze wurden das Urheberrecht und das Topographengesetz verabschiedet. Ausschlaggebend war weniger die Ansicht, daß Normen wegen der Verwendung rein maskuliner Personenbezeichnungen nicht auf Frauen anwendbar wären, sondern daß in so formulierten Normen Frauen ihre Rechte und Pflichten sehr viel weniger deutlich wahrnehmen können als Männer. Außerdem sind die Instanzen der Meinung, daß geschlechtergerechte Texte eine veränderte Wahrnehmung ermöglichen und aktiv zur Verwirklichung der faktischen Gleichstellung der Geschlechter beitragen (Schweizerische Bundeskanzlei 1996, 13).

Die sprachliche Gleichbehandlung in Erlassen wurde nur im Deutschen eingeführt, das Französische und Italienische behalten die bisherige Sprachpraxis bei, während Verwaltungstexte in allen drei Sprachen geschlechtergerecht zu formulieren sind. Mittlerweile liegt ein umfangreicher amtlicher Leitfaden zur sprachlichen Gleichbehandlung vor (Schweizerische Bundeskanzlei 1996; vgl. auch Albrecht 1994; Albrecht/Pantli 1996), fundierte Einführung, praktische Hilfe und Nachschlagewerk zugleich. Er dient neben Sprachberatung und gezielter Ausbildung als eine Maßnahme zur Umsetzung der sprachlichen Gleichbehandlung, auf Erlaß verbindlicher Weisungen will der Bundesrat verzichten (Schweizerische Bundeskanzlei 1996, 15). Die AutorInnen sehen die Mehrzahl der Texte im schriftlichen öffentlichen Sprachgebrauch beeinflusst von Bemühungen um geschlechtergerechte Formulierungen und betonen, daß

Texte auch danach beurteilt werden, ob und wie stilsicher sie die sprachliche Gleichbehandlung umsetzen. Sie unterscheiden im wesentlichen zwischen fortlaufenden und verknüpften Texten ohne vollständige Sätze und geben Empfehlungen, die alle im Rahmen dieses Beitrags schon diskutierten Möglichkeiten umfassen: Unterlassung der Anrede *Fräulein*, Verwendung von Komposita auf *-frau*, das Binnen-I als Alternative für verknüpfte Texte. Damit ist die Schweiz das deutschsprachige Land mit der fortschrittlichsten Umsetzung der feministischen Sprachkritik. Die Einführung des generischen Femininums in der Gemeinde Wädenswil ist allerdings gescheitert (SPRACHE MACHT POLITIK 1994). Eine empirische Untersuchung der Einstellungen und Einschätzungen aus dem Jahr 1994 zeigt, daß die sprachliche Gleichbehandlung in Gesetzestexten durch Kombination der verschiedenen sprachlichen Möglichkeiten auf große Akzeptanz stößt und daß die Sensibilität für sprachliche Gleichbehandlung stark mit einer positiven Einstellung zur gesellschaftlichen und politischen Gleichstellung korreliert. Während Frauen über das ganze politische Spektrum hinweg gleichstellungsrelevanten Forderungen gegenüber aufgeschlossen sind bzw. sie aktiv vertreten, besteht bei Männern eine Abwehrhaltung (SPRACHE MACHT POLITIK 1994, 45). (Eine ausführliche Darstellung der Entwicklung in der Schweiz geben Peyer/Wyss 1998).

Die DDR ist sprachlich eigene Wege gegangen.

Für *Kauffrau*, nach Oksaar (1976, 89) schon in der BRD üblich, konnten Fleischer u. a. (1987, 334) in der ehemaligen DDR noch keinen Beleg erbringen. Barz (1985, 192) sieht darin allerdings einen Sonderfall, während sich die noch 1974 inakzeptable *Vertrauensfrau* zu diesem Zeitpunkt durchgesetzt hatte. Zwar gab es nach Fleischer (1969, 169) im alltäglichen Sprachgebrauch eine starke Tendenz, das biologische Geschlecht auch in der sprachlichen Form zum Ausdruck zu bringen; es wird betont, daß Movierungen zunehmen (Fleischer u. a. 1987, 336). V. a. im öffentlichen Sprachgebrauch und bei Titeln wurden jedoch Movierungen vermieden: *Ich bin Realist, geehrter Kollege Bergmann-Pohl* ist als Äußerung der aus Ostdeutschland stammenden Ministerin Merkel gegenüber der Staatssekretärin Bergmann-Pohl überliefert (vgl. Gorny 1995, 550), ein Sprachgebrauch, der nach der Wende selbst wdt. Nichtfeministen irritiert und das Bewußtsein für die maskuline Sprache gefördert hat. Das Verzeichnis der Ausbildungsberufe von 1980 enthält 355 Berufsbezeichnungen in der unmovierten und lediglich *Kosmetikerin* und *Modistin* in der movierten Form (Barz 1985, 190).

Es gab jedoch bereits seit den 50er Jahren sprachwissenschaftliche Kritik an den maskulinen Formen bei Ehrentiteln und Berufsbezeichnungen für Frauen in der Zeitschrift „Sprachpflege“ (vgl. Diehl 1992). Beckers Plädoyer (1957, 130f.) für Gleichbehandlung der Geschlechter und gegen Movierung als sprachliches Mittel, die Frau zum Anhängsel des Mannes zu machen, hielt Klewitz (1957, 130) entgegen, daß die Verwendung der maskulinen Personenbezeichnung für Frauen keine Gleichbewertung, sondern eine unbelebte Minderbewertung ausdrücke. Klappenbach/Motsch (1957) betonen die Regelmäßigkeit der movierten Feminina in der dt. Sprache und Kongruenzprobleme mit Pronomina, die es bei Nichtmovierung gibt, und empfehlen entsprechend Movierung; die Redaktion der „Sprachpflege“ schließt sich dieser Ansicht an. Unbehagen an der Unveränderbarkeit der überholten Sprache kam auch in den 70er und 80er Jahren in dieser Zeitschrift deutlich und wiederholt zum Ausdruck. Die an der Gleichbehandlung von Frauen orientierte Sprachforschung setzte sich jedoch aufgrund mangelnder Akzeptanz von oben, aber auch mangelnder Unterstützung von unten im öffentlichen Sprachverhalten nicht durch. Da in der früheren DDR jede Form autonomer Interessenvertretung unterbunden war (Diehl 1992, 390), konnte eine unabhängige Frauenbewegung nicht entstehen. Außerdem galt bereits 1975 die Frauenfrage als gelöst. Nach Fleischer u. a. (1987, 104) ist der Prozeß der faktischen Frauenemanzipation so weit fortgeschritten, daß es keiner vordergründigen sprachlichen Agitation mehr bedarf.

Als beachtlicher Freiraum erwies sich die Literatursprache. Schroeter (1994, 131) beobachtet in den von ihr untersuchten Romanen der Jahre 1945–1965 sowie der Jahre 1968–1989 ein sensibles Sprachverhalten: Schriftstellerinnen und Schriftsteller verwenden bis auf wenige Ausnahmen die movierte Form. Auch Trempelmann (1990) konstatiert einen Prozeß der Normveränderung, der abgelehnt, aber nicht aufgehalten werden kann. Am Beispiel des Romans von Erwin Strittmatter „Der Laden“ (1983) dokumentiert sie poetische Neu- oder Einmalbildungen auf *-in*, wie *Menschin*, *Lieblingin*, *Liebstin*, *Gästin*, *Jemandin*, sowie eine Reihe von Komposita, wie *Gesellinnenstück*, *Gefährtinnenenschwarm*, *Schneiderinnenspiegel* und *Schülerinnenrespekt* (1990, 38), wie sie sich Feministinnen nicht schöner hätten ausdenken können, wie sie allerdings auch bei Berufsbezeichnungen gelegentlich zu finden sind (Wittmüller 1988, 112). Eine

vergleichbare Untersuchung zur Literatursprache in der BRD gibt es nur für die Zeit vor der feministischen Sprachkritik (Ljungerud 1973).

Mitte der 80er Jahre wird das nach Barz (1988, 337) potentiell gleichmäßige Inventar an movierten und unmovierten Formen für Berufsbezeichnungen, mit hoher Akzeptabilität auch seltener Formen, nicht gleichmäßig genutzt. Pragmatische Gesichtspunkte sind ausschlaggebend, wie ihre empirischen Untersuchungen (1985, 195) zeigen: Steht die Berufsbezeichnung im Vordergrund, wird die unmovierte, maskuline Form als Allgemeinbegriff verwendet; soll dagegen die Berufsausübung durch eine Frau hervorgehoben werden, die movierte Form. Die Gesichtspunkte überlagern sich in vielen Fällen, für bestimmte Texte oder Kommunikationssituationen ist die Unterscheidung gar nicht relevant, so daß die Sprechenden oder Schreibenden frei wählen können.

Im Gegensatz zu den von Oksaar (1976) und Wittemöller (1988) dokumentierten Ergebnissen (vgl. 1.6.3.) überwiegen bei Berufsbezeichnungen in journalistischen Texten und Stellenangeboten von Betrieben und Institutionen die unmovierten Formen, darunter auch von Feministinnen in der BRD vermißte Rückbildungen wie *Kindergärtner*, *Kosmetiker*, die movierten Formen dagegen in Reportagen und Berichten, die die besondere Leistung von Frauen hervorheben wollen. Undurchsichtig bleibt die Praxis der Notierung der femininen Personenbezeichnungen in Wörterbüchern: im Großen Duden (Leipzig 1985) gibt es sie zwar bei *Arbeiter*, *Maler*, aber nicht bei *Grafiker*, *Vertreter* (vgl. A. Schmidt 1990; ähnl. P. Braun 1990 zum Duden-Universalwörterbuch). Bei Personenbezeichnungen insgesamt diagnostiziert Porsch (1988a, 86) ein unregelmäßiges Nebeneinander movierter und unmovierter Benennungen, auch für das gleiche Denotat und bei gleichem Ausgangslexem, sowie gruppen- und textsortenspezifische Bevorzugung movierter Formen im alltäglichen Sprachgebrauch. Am konsequentesten wurde/wird im Bereich des Sports moviert. A. Schmidt (1990) findet in zufällig ausgewählten Nummern der Frauenzeitschrift „Für Dich“ aus den Jahren 1988 und 1989 unter den 196 untersuchten Bezeichnungen allein im Singular von insgesamt 64 Benennungen 28 maskuline, die jeweils direkt für eine Frau standen oder für eine Einzelperson ohne Geschlechtsangabe. Gemischtgeschlechtliche Gruppen wurden generell mit der maskulinen Form bezeichnet und nur reine Frauengruppen mit der femininen Form, Beidbenennung gab es überhaupt nicht.

1990 beobachtet Schmidt dann konsequente Movierung in „Für Dich“. Beiträge, die über die feministische Sprachkritik in der BRD informieren, sind um die Wendezeit entstanden

und befürworten sie in der Regel (vgl. Erfurt 1988; Porsch 1988a und b; Trempelmann 1988a, b und c; A. Schmidt 1990; anders Böhlke 1991). Nach der Wende kommt es durch neugegründete autonome Frauengruppen und linke Gruppierungen zur verstärkten Movierung von Berufsbezeichnungen sowie zur Verwendung des großen I in ADN, ND, Junge Welt und anderen Medien (Diehl 1992, 391). Inzwischen hat Rostock als bisher einzige dt. Stadt die von Pusch propagierte totale Feminisierung in die Hauptsatzung der Bürgerschaft für die Bezeichnung bei Titeln übernommen (vgl. Gorny 1995, 550). Ein Sammelband zur Wendesprache (Welke/Glück/Sauer 1992) enthält nicht einmal einen Verweis auf diese Thematik. Mit einer ausführlichen Darstellung der Entwicklung in der ehemaligen DDR nach der Wende vgl. jetzt Trempelmann (1998).

1.8. Sprachwandel durch Sprachkritik: Zusammenfassung und Ausblick

Feministische Sprachkritik bedeutet für das Deutsche Feminisierung und Neutralisierung, wobei zu Beginn der Diskussion Feminisierung sehr viel radikaler gefordert wurde (vgl. 1.6.5.). Feminisierung paßt ins System der dt. Sprache, liegt im Trend der bisherigen Entwicklung und wird durch gesellschaftspolitische Aktivitäten zur Durchsetzung der Gleichbehandlung gestützt. Das zeigt sich z. B. in der Abschaffung der Anrede *Fräulein* im öffentlichen Dienst, in der Festschreibung der weiblichen Berufsbezeichnungen auf *-in* und auf *-frau*, letzteres sogar gegen das eher konservative öffentliche Sprachgefühl, das solche systemkonformen Neubildungen noch ablehnt. Feministische Sprachkritik hat sich in kurzer Zeit als überaus erfolgreich erwiesen. Sie hat das allgemeine Sprachbewußtsein beträchtlich gefördert und wie kein anderes sprachkritisches Thema die Parlamente beschäftigt. Sie hat ein öffentliches Problembewußtsein für sprachliche Ungleichbehandlung bewirkt und massiv weibliche Personen- und Berufsbezeichnungen durchgesetzt. Bei ihrer Forcierung der produktiven Anwendung schon bestehender Regeln war sie gestützt durch eine gegenüber dem Wandel aufgeschlossene Gesetzgebung, hatte aber häufig eine Öffentlichkeit gegen sich, die sich ja auch in anderen Bereichen, etwa der Orthographie-reform (Zabel 1989), eher durch Konservierungsneigungen und Sprachwandelängste auszeichnet. Sie hat durch Schaffung neuer Pronomina und die Einschränkung des gene-

rischen Maskulinums durch das Binnen-I die sprachlichen Möglichkeiten zur Herstellung von Symmetrie erweitert. Der Beitrag zum Wandel des Wortschatzes und des Systems grammatischer Regeln ist nicht zu bestreiten. Ihre wichtigsten Erfolge liegen sicher im Bereich der Verwaltungs- und Vorschriftensprache.

Im Protokoll der 111. Sitzung zur Wahl von Süßmuth zur Präsidentin des Deutschen Bundestages heißt es: „Neben Vizepräsident Frau Renger nehmen zwei Schriftführerinnen Platz. Vizepräsident Frau Renger eröffnet die Sitzung und ruft Punkt XI der Tagesordnung auf: Wahl der Präsidentin/des Präsidenten des Deutschen Bundestages. Die Fraktion der CDU/CSU schlägt Frau Prof. Dr. Süßmuth zur neuen Präsidentin des Deutschen Bundestages vor. Vizepräsident Frau Renger bittet die Schriftführer, die vorgesehenen Plätze einzunehmen und eröffnet die Wahl. Vizepräsident Frau Renger gibt das Abstimmungsergebnis für die Wahl der Präsidentin des Deutschen Bundestages bekannt. Die Abgeordnete Frau Professor Dr. Rita Süßmuth hat die Stimmen der Mehrheit der Mitglieder des Hauses erhalten. Frau Dr. Süßmuth nimmt die Wahl an. Vizepräsident Frau Renger spricht Frau Präsidentin die Glückwünsche des ganzen Hauses aus. Präsidentin Dr. Süßmuth dankt.“ Weiter heißt es: „Seitdem amtieren die Präsidentin und in ihrer Vertretung die Vizepräsidentin“ und in den späteren Protokollen des Bundestages werden beide als solche bezeichnet (zit. nach Arbeitsgruppe Rechtssprache 1990, 25).

V. a. solche als störend empfundenen Satzbeispiele mit inkonsequenter Verwendung der Movierung, von Pusch (1990, 35 ff.) „Hermaphroditenkonstruktionen“ genannt, lassen eine zunehmende Vereinheitlichung in Richtung Movierung erwarten. Sie zeigen sehr deutlich, daß eine Angleichung nur in Richtung Feminisierung der Personenbezeichnung laufen kann. Ein Rückschritt im Sinne einer vollständigen Remaskulinisierung, wie es Stickel (1988, 352) befürwortet, ist undenkbar und verstößt gegen die Regeln der dt. Sprache. In der Alltagssprache entsteht aufgrund der Feminisierung von Berufs- und Funktionsbezeichnungen ein zusätzlicher Sog auf die anderen Personenbezeichnungen, z. B. Gelegenheits- und Momentanrollen wie *Raucherin*, *Leserin*. Es ist möglich, daß die Neigung zur Herstellung von Kongruenz auch hier weiter zunimmt, weil v. a. Frauen bei Selbstbezeichnung die femininen Formen bevorzugen. Andererseits ergibt sich im Falle von Prädikationen durch die doppelte Geschlechtsinformation eine gewisse Redundanz, die der Anlaß sein kann, daß auf Kon-

gruenz verzichtet wird, wie schon Oksaar (1976) beobachtet hat. Die Herstellung von Kongruenz wird wohl eine „normative Grauzone“ bleiben (Doleschal 1992, 55), auch wenn sie laut Duden seit 1959 die Regel ist. Das gilt erst recht, wenn es sich nicht um natürliche, sondern juristische Personen handelt. Die Forderung der feministischen Linguistik nach weitestgehender Kongruenz wird teilweise übernommen (Schweizerische Bundeskanzlei 1996), aber durchaus auch abgelehnt (Gesellschaft für deutsche Sprache 1994). Die Breite der Akzeptanz der feministischen Sprachkritik ist noch nicht ausreichend untersucht (vgl. aber Wodak u. a. 1987; Hellinger/Kremer/Schräpel 1990; Alfers/Kürschner/Pelka 1994; SPRACHE MACHT POLITIK 1994; Gansel 1995; Der Sprachdienst 1996). Faktoren, die eine Rolle spielen, sind mündlicher versus schriftlicher Sprachgebrauch, spontanes versus formales Reden oder Schreiben, eigenes Reden oder Schreiben bzw. die Beurteilung des Redens oder Schreibens anderer, daneben die ideologische Einstellung zum Feminismus, das Geschlecht und Alter der Sprechenden oder beurteilenden Person (Alfers/Kürschner/Pelka 1994, 265). Viele Frauen sind gegen feministische Sprachkritik (vgl. etwa Gansel 1995, 324), halten sie für unwichtig. Es überrascht allerdings, wenn Autorinnen sie im Kontext des Themas überhaupt nicht praktizieren (etwa Wittemöller 1988). Viele Frauen praktizieren sie mindestens partiell und sehen sie als einen Teil der gesellschaftlichen Veränderung in Richtung auf Durchsetzung der Gleichstellung von Frau und Mann, symbolisches Unterstreichen der Durchsetzung der Gleichberechtigung der Frau, ähnlich wie das 1976 und 1994 veränderte Namensrecht nicht das Wesentliche an der Gleichberechtigung ist: Auch wenn nur knapp 3% der Männer sich seit der Änderung jährlich dafür entschieden haben, den Namen der Frau zu führen, war sie dennoch ein wichtiger Schritt in Richtung Gleichbehandlung. Unbestreitbar fördert die Sprachgebrauchskritik legitime Diskussionen im Kampf gegen Geschlechterdiskriminierung.

Unbestritten bleibt, daß sich mit nichtsexistischer Sprache durchaus auch Sexismus verschleiern läßt. Die totale Feminisierung hat nach bisherigen Beobachtungen wenig Chancen, sich durchzusetzen. Die Abschaffung des generischen Maskulinums wird von einigen Feministinnen explizit nicht mehr gefordert, die intensive Diskussion über die Veränderung der Vorschriftensprache sowie

die Entwicklung insgesamt haben zu einer Annäherung der Standpunkte geführt. Auch die Umformung sämtlicher lexikalischer Determinativkomposita wie *Bürgersteig* oder adjektivischer Konstruktionen wie *juristische Hilfe* oder Ersetzung von Alltagsbegriffen wie *Mieter–Vermieter* durch Paarformeln sind kaum vorstellbar und werden auch nicht gefordert. Insofern kann man sagen, daß die feministische Sprachkritik aus einer Teil- oder Gegenöffentlichkeit heraus erreicht hat, Frauen im öffentlichen Sprachgebrauch sichtbar zu machen, oder diesem Ziel mindestens nähergekommen ist, die Durchsetzung von völliger Symmetrie jedoch unmöglich ist (Doleschal 1992, 80).

1.9. Empfehlungen für die Praxis

Für Neutralisierung stehen im wesentlichen drei Mittel zur Verfügung:

1. geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen wie *Person, Mitglied* im Singular und Plural, substantivierte Adjektive und Partizipien im Plural wie *die Kranken, die Studierenden* und geschlechtsneutrale Wörter wie *Leute, Eltern*. 2. Ersatzformen für Funktions- und Amtsbezeichnungen wie *Leitung* statt *Leiter, Redepult* statt *Rednerpult*. 3. Ersatzformen durch syntaktische Fügungen, z. B. Paraphrasen mit Fokus auf Tätigkeiten statt auf Handlungsbeteiligten: *wer kandidiert hat, wurde gewählt* (vgl. Guentherodt 1993, 255).

Sprachlich sichtbar werden Frauen mithilfe von vier Ausdrucksmöglichkeiten:

1. Lexeme, die weibliche Personen bezeichnen: *Tante, Schwester, Braut*, auch als Teile von Komposita, v. a. *-frau*; 2. Suffixe zur Ableitung von Personenbezeichnungen, v. a. *-in*; 3. Artikel im Singular bei substantivierten Adjektiven oder Partizipien: *eine/die Studierende* im Gegensatz zu *ein/der Studierende(r)*; 4. Attribute, v. a. das Adjektiv *weiblich* (vgl. Guentherodt 1993, 250f.).

Für die Praxis werden keine Festschreibungen vorgenommen, sondern Empfehlungen für einen kreativen Umgang mit Sprache gegeben (am ausführlichsten im Handbuch von Müller/Fuchs 1993; vgl. auch F. Braun 1991; Schweizerische Bundeskanzlei 1996). Wichtigste Empfehlung beim geschlechtergerechten Formulieren und Umformulieren ist, sich von einem vorgegebenen Satzbau zu lösen und sinnbewahrende Umstellungen, neue Satzverknüpfungen oder Satztrennungen vorzunehmen, um abschreckende Satzkonstruktionen zu vermeiden: *Der Präsident und sein Stellvertreter werden auf zwei Jahre gewählt* läßt sich in ein „Satzmonster“ verwandeln: *Die Präsidentin oder der Präsident*

und ihre Stellvertreterin bzw. ihr Stellvertreter oder seine Stellvertreterin bzw. sein Stellvertreter werden auf zwei Jahre gewählt, aber auch wie folgt: *Die Präsidentin oder der Präsident wird auf zwei Jahre gewählt. Das gleiche gilt für die Stellvertreterin oder den Stellvertreter*. Als hilfreich gilt weiter die Verwendung des Plurals anstelle des Singulars, weil das die weiterführende Pronominalisierung erleichtert. In Formularen lassen sich Personenbezeichnungen durch die Anrede umgehen, dazu eignen sich auch Abkürzungen. Es schafft keine Probleme, nur über Frauen zu reden. Hier bedarf es nur der Ermutigung, bestehende Regeln kreativ und konsequent anzuwenden, etwa auch die Anrede *Frau Professorin Schmidt*. Es spricht auch nichts gegen die Verwendung des Pronomens *frau* in frauenspezifischen Kontexten oder die Endung *-in* in Determinativkomposita. Schwierig bleiben der generische Sprachgebrauch und das Reden über gemischtgeschlechtliche Gruppen wie in: *Jeder 20. Professor ist eine Frau*. Für verknappte Texte eignen sich die Sparformen der Beidbenennung mit Schrägstrichen: *Finanzminister/lin* oder Klammern: *Finanzminister(in)* zur Sichtbarmachung von Frauen und nicht zuletzt das Binnen-I wie in *LehrerInnenschaft*. Generell abgelehnt wird für schriftliche Texte die Legaldefinition, d. h. die einmalige Klarstellung am Textanfang oder in einer Anmerkung, daß mit den maskulinen Formulierungen auch Frauen gemeint sind (vgl. etwa Schweizerische Bundeskanzlei 1996, 43f.). Schon die Metaphorik in Wörtern und zusammengesetzten Ausdrücken wie *brüderlich, Vaterhaus* oder *Väter des Grundgesetzes* schließt Frauen in unberechtigter Weise aus und läßt sich durch die richtigeren Ausdrücke *geschwisterlich, Elternhaus, Verfasser und Verfasserinnen bzw. Mütter und Väter des Grundgesetzes* ersetzen. In gleicher Weise lassen sich auch Phraseologismen und Redewendungen modifizieren: *ihre Frau stehen; die Starke ist am mächtigsten allein*.

2. Sprechen über Frauen

In Richtlinien und Empfehlungen geht es – vermischt mit Kritik an den sprachlichen Möglichkeiten der Personenbezeichnungen, insbesondere dem generischen Maskulinum, aber unbedingt davon abzugrenzen – auch um Inhalte der Darstellung. Kritisiert werden das Sprechen und Schreiben über Frauen und

Männer als Reproduktionen von Klischees v. a. im fiktionalen, aber auch im alltäglichen Text, weil die Medien als wichtige Vermittler von Geschlechtsrollen angesehen werden, auch wenn sie

„im Vergleich zu Erfahrungen in direkten Interaktionen nur wirksam sind als Teilmomente des umfassenden Prozesses der symbolischen und materiellen Produktion der hierarchischen Geschlechterbeziehung“ (Bilden 1991, 289).

Im ersten deutschsprachigen Richtlinienentwurf (Guentherodt u. a. 1980/81) unterscheiden die Autorinnen drei Aspekte sexistischen Sprachgebrauchs, dem sie ihr Programm für eine sprachliche Gleichbehandlung gegenüberstellen:

Frauen sollen explizit genannt und angedredet werden. Sie sollen an erster Stelle genannt werden, bis Männer und Frauen gleichberechtigt vorkommen. Sie sollen in anderen Rollen sichtbar werden als den bisher üblichen und nicht mehr sprachlich degradiert werden.

V. a. die beiden letzten Punkte sind Empfehlungen zur inhaltlichen Gestaltung von Texten. Wenn ein Beispiel wie *Linda ist Sekretärin bei Josef Hanser und Co.* ersetzt wird durch: *Linda Wald ist Sekretärin bei Josef Hanser und Co.*, aber auch durch: *Linda Wald ist Abteilungsleiterin bei Hanser und Co.* oder: *Linda Wald ist Vorgesetzte von 10 männlichen Angestellten*, zeigt das sehr deutlich, daß es nicht nur um Symmetrie bei der Verwendung von Personennamen geht. Allerdings soll nicht zur sprachlichen Darstellung einer noch nicht erreichten Wirklichkeit aufgefordert werden, sondern die Wirklichkeit soll nicht weniger differenziert sichtbar werden, als sie es schon ist. Die Empfehlungen sind eine Hilfe, sprachliche Diskriminierung wahrzunehmen und aufzudecken und eine Aufforderung, neue Texte von Abwertung und Diskriminierung freizuhalten, gerichtet an alle,

„die professionell und offiziell geschriebene und gesprochene Sprache produzieren, vor allem [...] die, die – ob im Kindergarten, an der Schule oder an der Universität – Sprache lehren und an die, die in den Medien, in der Verlagsarbeit und anderswo Sprache verbreiten“ (1981, 1).

Nach den ersten kritischen Analysen zu linguistischen Fachbüchern (Römer schon 1973, Pusch 1984) kam es v. a. in den 80er Jahren zu einer umfangreichen und durchaus erfolgreichen, die Grenzen der Sprachwissenschaft sprengenden interdisziplinären Text- und Inhaltskritik in verschiedenen Bereichen und

Medien (vgl. exemplarisch Drosdowski 1992). Das Interesse gilt dem Frauenbild, auch wenn dabei das Männerbild mituntersucht wird.

2.1. Das Frauenbild im Kinderbuch

Die erste Untersuchung von Bilderbüchern (Hess u. a. 1980) konnte von 1.200 Titeln nur 57 als nichtsexistisch empfehlen. Frauen sind in Bilder- und Kinderbüchern doppelt diskriminiert: sie treten vielfach überhaupt nicht in Erscheinung oder werden auf die Neben-, Passiv- und Dummchenrolle verwiesen (Mathiae 1986, 13). Auch Bücher für ältere Kinder machen da keine Ausnahme. Allerdings gibt es durchaus Unterschiede und Abstufungen, selbst in den in den 50er und 60er Jahren verfaßten Kinderbuchklassikern, zuspitzbar auf die Beobachtung: Bei Erich Kästner werden die Mädchen geheiratet, bei Astrid Lindgren heiraten sie. Eine ansatzweise positive Entwicklung beim Mädchenbuch der 80er Jahre zeigt Kaulen (1993). Neuere Untersuchungen zum Kinderbuch fehlen.

2.2. Das Frauenbild im Schulbuch

Eine aktuelle Dokumentation aller einschlägigen Schulbuchanalysen steht noch aus (über den Stand bis 1985 informiert Dick 1986; vgl. auch Schmerl 1984; eine Bibliographie aller Schulbuchanalysen zum Fachbereich Deutsch ab Klasse 5 für die Jahre 1970–1991 enthält Fichera 1994). Die ständige Konferenz der Kultusminister hat empfohlen, in allen Bundesländern die Schulbücher auf ihre Verfassungskonformität hinsichtlich der Geschlechterdarstellung zu untersuchen. Dieser Empfehlung sind noch längst nicht alle Länder gefolgt (vgl. die Dokumentation von Thiel 1994). Die neueste Untersuchung zum Fach Deutsch behandelt 18 Lesebücher, davon werden zwei trotz Mängeln in die Kategorie der Besten eingeordnet, d. h. sie tendieren zu einer ausgeglicheneren, nicht durchgängig geschlechtsrollenstereotypen Darstellung und bieten einige Ansätze positiver Identifikation für Mädchen. 14 von 18 Lesebüchern reproduzieren und bestärken in hohem Maße traditionelle geschlechtsrollenstereotype Denkmuster und bieten keine oder kaum nennenswerte Ansätze positiver Identifikationsmöglichkeiten für Mädchen (vgl. Fichera 1994, 116, 120). Auch Mathematikbücher bilden keine Ausnahme:

So sind etwa auf Abbildungen fast nur männliche Personen zu sehen, z. B. ein Kugelstoßer, mehrere Radrennfahrer, Jungen als Pfadfinder, Soldaten.

Textaufgaben handeln von Männern, z. B. dem Lehrling Sebastian, dem Lehrer, Jochen und Klaus, einem Gabelstaplerfahrer, einem Läufer, einem Piloten, einem Steuermann. Auf 230 Seiten handelt nur eine Aufgabe von einer Frau, der Sportlerin Ulrike Meyfart (Mathematik am Gymnasium, 9. Schuljahr, Moritz Diesterweg Verlag, Frankfurt 1987).

Andere Texte und Beispiele zeigen den Mann als Familienoberhaupt, Ernährer und als denjenigen, der die Entscheidungen trifft; die Jungen handeln nach dem gleichen Muster, sie unternehmen die spannenderen Sachen, sind sportlich. Die Frauen kaufen Lebensmittel und machen auch noch Fehler dabei (Algebra I für Schüler der 8. Klasse, Klett Verlag, Stuttgart 1990; vgl. zu Untersuchungen über Mathematikbücher Fichera 1994, 120). Insgesamt bleibt festzuhalten, daß auch die gegenwärtigen Schulbücher in der Regel sexistische, eurozentrische und ethnozentrische Inhalte vermitteln, wobei Sprachlehrbücher, Handbücher, Arbeitshefte, Kopiervorlagen, Ganzschriften und Filme bisher nahezu überhaupt noch nicht auf Geschlechterstereotype untersucht wurden (Fichera 1990, 116). Konzept bisheriger Veränderung ist die Angleichung von Frauen an Männer, männliche Rollenklischees werden nicht durchbrochen. Immerhin ist aber nach 20 Jahren Schulbuchkritik die Abkehr von Rollenklischees Bestandteil der Lehrplanfortschreibung geworden (vgl. Thiel 1994).

2.3. Das Frauenbild in der Rechtswissenschaft

Die für den akademischen Rechtsunterricht charakteristischen Falldarstellungen in juristischen Lehrbüchern, Arbeitspapieren und Repetitorien diffamieren Frauen durch herabsetzende und lächerlich machende Namen: *Berta Bumske*, *Frieda Lüstlein*, *Frau Raffke*, *Frau Koofmich*, *Frau Emanz* sowie durch Berufe, Denk- und Handlungsweisen, die eine bemerkenswerte Geringschätzung des weiblichen Geschlechts zeigen (vgl. Limbach 1986, 91 ff.). In zivilrechtlichen Schulfällen sind Frauen unterrepräsentiert und nur selten als selbständig entscheidungs- und handlungsfähig oder als außerhäuslich erwerbstätig dargestellt. Sie werden meist über eine Beziehung zu Männern definiert und als Rechtssubjekte weniger ernst genommen, ablesbar daran, daß sie in mit sexuell-assoziativem Gehalt angereicherten Fällen erscheinen (Limbach 1986, 93). Verzerrte Frauenbilder und patriarchalisches Denken schlagen sich auch in

Urteilen bzw. in der juristischen Literatur zu bestimmten Straftatbeständen, etwa Vergewaltigung, nieder (Limbach 1986, 94).

2.4. Das Frauenbild in den Medien

Die Verbannung der Frau in die symbolische Nichtexistenz (*symbolic annihilation*, Tuchman 1978, zit. bei Huhnke 1996, 15) sei an zwei Beispielen veranschaulicht.

2.4.1. Das Frauenbild in der politischen Presse

Die politischen Printmedien (taz, dpa, Zeit, Spiegel) grenzen Frauen durch Nichtberichterstattung aus dem öffentlichen Leben aus, wie Huhnke (1995, 1996) über einen Untersuchungszeitraum von 1980–1995 anhand von fast 7.000 Texten zu den Themen „Erwerbstätigkeit“, „politische Gleichberechtigung“ und „feministische Themen“ herausgearbeitet hat. (Zum Frauenbild in Illustrierten und Frauenzeitschriften vgl. Huhnke 1996, 21 ff.). Sie zeigt darüber hinaus, daß v. a. der Spiegel mit narrativen Konventionen wie Umdeutung von Schlagworten, Sexualisierung politischer Sachverhalte sowie einer aggressiven Bedrohungsmetaphorik Subthemen herstellt und damit Frauen und ihre Themen abwertet. (Vgl. auch die von Pusch 1990, 82 bei der Darstellung von Sexualdelikten herausgearbeiteten patriarchalischen Stiltechniken).

2.4.2. Das Frauenbild im Fernsehen

Zum Frauenbild im Fernsehen lagen in den USA schon 1977 mehr als 1.000 Titel vor. In Deutschland konnte man lange Zeit nur auf die Küchenhoff-Studie (Küchenhoff u. a. 1975) zurückgreifen, die auf einer sechswöchigen Programmbeobachtung aller Sendungen von ARD und ZDF, gegliedert in die Untersuchungsbereiche Fiktion, Quiz und Show, Non-Fiktion und Nachrichten basiert. Alle Bereiche übergreifende Merkmale der Darstellung von Frauen sind: erhebliche Unterrepräsentanz (das durchschnittliche Geschlechterverhältnis betrug 1:3), Reduktion auf zwei Typen von Frauen, die schöne, junge, unabhängige Frau und die Hausfrau und Mutter ohne Sexappeal, sowie fehlende Handlungsrelevanz von Frauen, d. h. ihre Festlegung auf Nebenrollen, Assistentinnenfunktion und Programmansage. Mädchen im Kinderfernsehen erschienen noch bedeutungsloser, unscheinbarer und langweiliger als erwachsene Frauen (Schmerl 1984). Eine der Küchenhoff-Studie vergleichbare Untersuchung aus den 90er Jahren (Weiderer 1995)

zeigt bezüglich der schon 1975 bemängelten fehlenden Berücksichtigung frauenspezifischer Belange sowie der krassen Unterrepräsentanz wenig grundsätzliche Veränderungen. Auch entspricht das Gros der gezeigten Frauen und Männer in Rollenverhalten und Funktionen dem gesellschaftlich vermittelten Stereotyp. Immerhin wurden einige AusreißerInnen gefunden: aktive, dominante, kompetente Frauen in statushohen und zurückhaltende, passive Männer in untergeordneten Funktionen. Außerdem gehören Berufstätigkeit und „ernste“ Themen mittlerweile zum Alltag der Fernsehfrauen.

2.5. Das Frauen- und Gottesbild in der christlichen Kirche

Besonders intensiv rezipiert wurde feministische Sprachkritik im kirchlich-theologischen Bereich, der nachhaltiger als andere gesellschaftliche Bereiche von patriarchalischem Denken durchsetzt und geprägt ist. Die Gleichstellung der Frau ist hier noch lange nicht erreicht, auch wenn es mittlerweile eine „Bischöfin“ gibt. Feministische Theologie ist ohne Sprachkritik nicht denkbar. Feministische Theologinnen betrachten Bibeltexte als historische Dokumente und Teil der jüdisch-christlichen Kultur, wollen daher deren patriarchalische und frauenfeindliche Inhalte nicht verändern, fordern aber eine frauengerechte Übersetzung von einseitigen und falschen androzentrischen Formulierungen: „Sie wollen hören und lesen, daß es Prophetinnen, Jüngerinnen, Gemeindeleiterinnen und Apostelinnen gab“ (Wegener/Köhler/Kopsch 1990, 95). Weiter fordern und verwenden sie eine veränderte Metaphorik in Gebeten und Liedern, die der Vielfalt der christlichen Tradition entspricht und Gott nicht auf männliche Bilder wie *Vater, Herr, König, Hirte, Schöpfer, Gott unserer Väter, Heiliger Geist* festlegt (ebd., 151). Gott soll nicht ständig als Mann bezeichnet werden, weil das theologisch falsch und Gott weder Mann noch Frau ist, weil diese Redeweise die Herrschaft von Männern unterstützt und eine gleichberechtigte Gemeinschaft von Frauen und Männern verhindert und natürlich auch, weil Frauen Gott anders erfahren. Empfohlen werden andere Texte in Gottesdiensten und alternative Metaphern für Lieder und Gebete, wie *du bist eine tröstende Mutter, eine gerechte Freundin, die Quelle der Liebe, das Licht meines Lebens, Ursprung aller Dinge, unsere Zuflucht und unsere Stärke* (ebd., 151f.). Die sprachlichen Änderungen werden als Indikatoren für eine veränderte Gesellschaft angesehen.

„Wie ernst es der Kirche wirklich mit der befreienden Botschaft für Frauen und Männer ist, und ob die Kirchenmänner endlich bereit sind, Macht mit Frauen zu teilen, wird sich allerdings erst am Reden von und mit Gott zeigen. Änderungen in der Gottessprache sind Ausdruck dafür, daß sich wirklich das eigene Denken und die eigene Haltung so geändert haben, daß weitreichende und notfalls schmerzliche Konsequenzen unausweichlich sind“ (ebd., 38).

2.6. Zusammenfassung

Frauendiskriminierung ist darüberhinaus nachgewiesen im Männerwitz (Huffzky 1979), in Sexualwortschatz und -metaphorik (Frank 1992) und in der Werbung (Schmerl 1984, 1990a und b). Ergänzende Forderungen zur Gestaltung von Texten über Frauen sind, sie nicht über Männer zu definieren, nicht abzuwerten, nicht in stereotypen Rollen und als Objekte von Handlungen anderer zu zeigen (Häberlin/Schmid/Wyss 1992, 1) und Statushierarchien zwischen hochgestellten Männern und untergeordneten Frauen zu vermeiden (Hellinger/Bierbach 1993, 21).

Für die sprachliche Gestaltung empfiehlt Pusch v. a. Empathie. Ausgewogenheit des Empathiezentrum liege vor, wenn durch Abwechseln der Perspektive oder durch Wahl einer neutralen Perspektive Frauen und Männer gleich oft als aktive, handelnde Subjekte dargestellt werden. Statt zu sagen: *Ulrich K. und seine Ehefrau Rosemarie* sollte es heißen: *Das Ehepaar Rosemarie und Ulrich K.* Statt: *Nachdem sie den Mietvertrag unterschrieben hatten, nahm er sie zur Feier des Tages in ein teures Restaurant mit,* heißt es besser: *feierten sie den Erfolg in einem teuren Restaurant* (Häberlin/Schmid/Wyss 1992, 66f.).

Frauen soll kein Schonraum zugewiesen werden, sondern die langjährig und in allen Bereichen praktizierte Einseitigkeit der Darstellung soll vermieden werden (vgl. auch die Ergebnisse von Röser/Kroll 1995 über die Einstellung von Frauen zum Frauenbild im Fernsehen). Es ist nicht zu bestreiten, daß es Veränderungstendenzen in allen exemplarisch genannten Bereichen gibt. Im Kontext der Untersuchungen des Geschlechterbildes in der Werbung (vgl. Friedan 1963; Goffman 1981; Schmerl 1984, 1990b: alle zit. bei Schmerl 1990b, 189) wurden auch die Wirkungen der Präsentation traditioneller Geschlechterklischees untersucht. Die Werbung ist zwar nicht die Erfinderin der negativen Klischees über Frauen, sie behindert jedoch durch ihre fortwährende Benutzung und übertriebene Präsentation deren gesellschaftlich gewollte und in Teilen schon realisierte

Überwindung und reanimiert und bekräftigt sie gegen die tägliche Realität von Frauen und Männern. Die durch sie verbreiteten Bilder vertreten hinsichtlich des Geschlechterverhältnisses eine eindeutig ideologische Position, die den realen Geschlechterverhältnissen nicht gerecht wird und den gesellschaftlich angestrebten Leitbildern der Geschlechterbefreiung aus Rollenzwängen nicht entspricht. Sie benutzt darüber hinaus speziell für Frauen entmutigende herabsetzende bis beleidigende Klischees. Die Behauptung, daß diese Bilder keine Spuren im Bewußtsein von Frauen, Männern und Kindern hinterlassen, kann als widerlegt betrachtet werden (Schmerl 1990b). Hauptgrund dafür, daß geschlechtsstereotype Werbung immer noch produziert wird, ist offenbar der eher traditionelle Geschlechtsrollengeschmack der männlichen Praktiker in den Werbefirmen. Mittlerweile versucht man, unaufgeklärte oder uneinsichtige Werber durch Empfehlungen und Leitfäden anzuregen, auf die Verwendung frauendiskriminierender Klischees zu verzichten (vgl. erste Vorschläge auf der Grundlage vergleichender internationaler Bestandsaufnahme bei Schmerl 1990a).

Auch die Wirkungsmöglichkeiten des Fernsehens auf das Selbstverständnis von Frauen und Männern und die Geschlechtersozialisation wurden durch Studien bestätigt, allerdings bisher meist ohne fundierte Analyse der (Programm-)Inhalte. (Zu Forschungsperspektiven vgl. Weiderer 1995).

Die feministischen Theologinnen stellen ihre Sprachkritik in den allgemeinen Kontext des gerechten Sprechens und wenden sich gegen Ausgrenzung und Verharmlosung, Diskriminierung und Abwertung von Frauen, aber auch von Behinderten und Menschen anderer Glaubens und anderer Hautfarbe. Auch Kritik an der Benachteiligung von Personen aufgrund ihres Alters (*ageism*) ist modern geworden. Die oben angeführten Beispiele der Text- und Inhaltskritik überzeugen. Übertreibungen sind gerade im politischen Kontext nicht auszuschließen. Übersteigerte Sprachkritik kann in Verbalfetischismus und Dogmatismus münden, ein Vorwurf, der für die feministische Sprachkritik in ihrer Grundkonzeption sicher nicht berechtigt ist, möglicherweise aber für *political correctness*, eine Bewegung, die in den USA v. a. im Universitätsmilieu aktuell ist und politische, pazifistische, ökologische und feministische Sprachkritik verbindet. Sie verbietet jedes Verniedlichen, Abwerten oder Lächerlichmachen von Gruppen und erscheint in der

Rezeption durch ihre europäischen Kritiker als intolerant und militant. Hier stehen oft nicht vorrangig Genauigkeit oder Richtigkeit im Zentrum, sondern Versuche, mit sprachlichen Mitteln Fehler und Gebrechen zu kaschieren oder euphemistisch darzustellen. Ob *political correctness*, als Terminus in Deutschland inzwischen eingeführt, in dieser übertriebenen Form rezipiert wird, bleibt abzuwarten.

3. Geschlechtstypisches Kommunikationsverhalten

Bei dem Thema Frauensprache–Männersprache geht es am Rande auch um unterschiedliche Aussprache und Intonation, Wortschätze oder unterschiedliche Satzverwendung (vgl. ausführlicher Schoenthal 1985, 158f.; Günthner/Kotthoff 1991, 10f.; Bußmann 1995, 130ff.). Im Zentrum aber stehen Analyse und Kritik des kommunikativen Verhaltens von Frauen und Männern in verschiedenen Situationen. Es interessieren Unterschiede als solche, aber auch die Bewertung dieser Unterschiede unter dem Gesichtspunkt der Veränderbarkeit. Das Thema gehört in den Rahmen der sog. feministischen Linguistik oder, wie im Laufe der Entwicklung neutraler formuliert wurde, der linguistischen Frauenforschung (Günthner/Kotthoff 1991, 15) oder Geschlechterforschung (Kotthoff 1996, 9). Die übergeordnete Begrifflichkeit stammt jedoch nicht nur aus der sprach- oder kommunikationswissenschaftlichen Diskussion, sondern auch aus der im weiten Sinne sozialwissenschaftlichen Erörterung der Geschlechterthematik. Rahmen für Gesprächs- oder Kommunikationsanalysen dieser Art ist die Soziolinguistik. Wie andere Varietäten werden im Rahmen der Soziolinguistik oder Varietätenlinguistik auch geschlechtstypische Varietäten untersucht, für die analog zu Dialekt oder Soziolekt gelegentlich der Begriff Genderlekt (Günthner/Kotthoff 1991, 17ff.) verwendet wird. Auch von weiblichen/männlichen Registern oder Codes ist die Rede, inzwischen findet allerdings am häufigsten der Begriff weiblicher/männlicher Stil Verwendung. Die meist nicht definierte Begrifflichkeit teilt die Definitionsprobleme der Varietätenlinguistik insgesamt; unklar ist, wieviele verschiedene Merkmale in welcher Häufigkeit eine Varietät ausmachen. Klar ist allerdings, daß Geschlecht nicht als ein rein biologisches, sondern als soziales Geschlecht aufzufassen ist und daß es sich nicht

um exklusive bzw. spezifische, sondern präferentielle bzw. typische Erscheinungen handelt. Durch die gesprächsanalytische Fragestellung bedingt, erfordert bereits die Identifikation der untersuchten Einheiten einen Interpretationsaufwand, den viele Untersuchungen nicht leisten. Das kann hier nicht weiter ausgeführt werden (vgl. exemplarisch zu den Schwierigkeiten der Identifikation von simultanen Sprechaktivitäten als Unterbrechungen Kotthoff 1993b). Ähnlich schwierig ist die Feststellung, ob Aktivitäten eher symptomatisch oder intentional sind. Das Besondere vieler Arbeiten ist, daß dezidiert kritisch beschrieben wird, mit dem Interesse, Möglichkeiten für eine Veränderung des beschriebenen kommunikativen Verhaltens aufzuzeigen und einzufordern. Das ist für wissenschaftliche Untersuchungen nicht der Normalfall, aber die feministische Gesprächsanalyse vertritt diese Position auch nicht allein. Ein vergleichbar kritisches Interesse steht hinter vielen Analysen zur Unterrichtskommunikation, zu ÄrztInnen-PatientInnen-Gesprächen oder zur Kommunikation zwischen BürgerInnen und Verwaltung. Daß eine solche Bewertung ebenfalls Interpretationsaufwand erfordert und natürlich auch wieder kritisierbar ist, kann hier ebenfalls nur erwähnt werden. Das gilt etwa für die Merkmale nichtdominanten Gesprächsverhaltens bei Gräbel (1991, 307). Die Forschungssituation ist stark von der englischsprachigen Literatur beeinflusst, die hier deshalb miterwähnt wird, v. a. sofern sie in dt. Übersetzung vorliegt; im Mittelpunkt stehen aber Analysen deutschsprachiger Dialoge. Untersuchungsschwerpunkte im deutschsprachigen Raum sind Fernsehdiskussionen (Trömel-Plötz 1982, 1984, 1992; Gräbel 1991; Kotthoff 1992, 1993a, 1995), Kommunikation in Schule und Hochschule (Frasch/Wagner 1982; Kuhn 1982; Oswald u. a. 1986; C. Schmidt 1988; Enders-Dräger/Fuchs 1989; Fuchs 1992; Engler/Friebertshäuser 1992). Zur nonverbalen Kommunikation wurde im deutschsprachigen Raum wenig geforscht (Wex 1979; Tramitz 1995), zu Humor und Lachen relativ viel (Kotthoff 1986, 1988). Immer wieder formuliert, aber gerade in Deutschland nur sehr wenig empirisch gestützt (Wagner u. a. 1981; zur Kritik vgl. Schoenthal 1985, 168), findet sich auch die These, daß die Unterschiede gar nicht im Sprach- oder Kommunikationsverhalten der Geschlechter liegen, sondern „im Auge des Betrachters“, also durch unterschiedliche Wahrnehmung entstehen (Frank

1992, 61ff.). Die nachfolgende Darstellung zeigt die Berechtigung dieser Annahme, aber auch, daß an der Existenz von Unterschieden kein Zweifel besteht (vgl. Maier 1992, 9).

3.1. Geschichte und Entwicklung des Themas: Defizit, Dominanz, Egalität versus Differenz

Der klassische Ansatz und erste Meilenstein in der Geschichte des Themas läßt sich unter den Stichworten Dominanz, Defizit und Egalität subsumieren. Im Rahmen der Gesprächsanalyse gilt das feministische Interesse dem Zusammenhang von Geschlechterbeziehung und Macht, zunächst v. a. mit dem Anspruch, männliche Formen der Machtausübung aufzudecken und Egalität einzufordern. Entsprechend thematisiert die feministische Gesprächsanalyse den Zusammenhang von Geschlechterbeziehung, Macht und Sprache. Im Vordergrund steht der Gedanke, daß die gesellschaftliche Ungleichheit gemacht und veränderbar ist. In den Arbeiten zu Beginn der feministischen Bewegung Mitte der 70er Jahre wird das Geschlecht als zentraler Einflußfaktor im Gespräch herausgearbeitet und betont, daß es den jeweiligen Status in gemischtgeschlechtlichen Gruppengesprächen bestimmt. Aufgrund der gesellschaftlichen Hierarchie ist die Frau in der unterlegenen Position, ihre Gesten und kommunikativen Handlungen sind Anpassungs- oder Beschwichtigungsleistungen, Submission der statusniedrigeren Person gegenüber dem Mann als der statushöheren Person, dessen Gesten Macht ausdrücken und verfestigen. Mit der Gleichsetzung von Sexismus und Rassismus, der Charakterisierung dieser Kommunikationsweisen als Rhetorik der Unterdrückten gegenüber der von Unterdrückten, wird diese Betrachtungsweise untermauert (Trömel-Plötz 1982, 129ff.). Im englischsprachigen Raum wird die sog. Statushypothese von Henley sehr anschaulich in ihrem 1977 publizierten Buch (dt. erst 1988) entfaltet. Henley hat aufgrund der damals vorhandenen spärlichen Forschungsdaten und eigener Untersuchungen die Hypothese formuliert, daß Geschlechtsunterschiede im nonverbalen Verhalten auf Machtunterschiede zurückgeführt werden können und dazu dienen, das bestehende System von Macht und Privilegien zu stärken. Da Frauen im Patriarchat zu Sanftmut und Passivität sozialisiert werden, sind sie die geeignetsten Opfer für diese mildere Form sozialer Kontrolle. Henley stützt ihre These mit empiri-

schen Untersuchungen, die bspw. belegen, daß Frauen mehr lächeln als Männer, Männer hingegen Frauen mehr berühren als umgekehrt. In diesen Kontext passen auch die Ergebnisse über unterschiedliche Körperhaltungen von Frauen und Männern von Wex (1979).

Weiter belegen zahlreiche, meist quantitative Untersuchungen aus verschiedenen Ländern zur Unterrichtskommunikation, daß Mädchen kommunikativ zu Opfern gemacht werden. Spender (1982) hat die Chancengleichheit der Geschlechter als Mythos entlarvt. Sie sieht nicht nur Unterrichtsgestaltung und Unterrichtsmaterialien an den Interessen der Jungen orientiert, Jungen erhalten außerdem zwei Drittel der Aufmerksamkeit. Nach Spenders Darstellung trainiert und verfestigt Schule die Geschlechtsrollenstereotypen, und Mädchen lernen zu verlieren. Die umfangreichen Untersuchungen aus dem deutschsprachigen Raum von Fräsch/Wagner (1982) zum Grundschulbereich zeigen, daß Lehrerinnen und Lehrer Jungen stärker wahrnehmen als Mädchen, sie häufiger loben, tadeln, ermahnen und mehr Kontakt zu ihnen suchen als zu Mädchen (S. 267ff.).

In den Kontext der Statushypothese gehören im deutschsprachigen Raum auch Arbeiten von Trömel-Plötz. Sie hat zu Beginn der 80er Jahre exemplarisch an einzelnen Fernsehdiskussionen männliches Dominanzverhalten aufgezeigt und die Auffassung vertreten, daß es Frauen auch bei (äußerer) Statusgleichheit in die unterlegene Position bringt. Ihre Thesen lauten, daß Männer öfter das Wort ergreifen und länger reden als Frauen, daß sie Frauen systematisch unterbrechen, was umgekehrt kaum geschieht, daß Frauen um ihr Rederecht und darum, es zu behalten, kämpfen müssen, daß Männer die Gesprächsthemen bestimmen, während Frauen die (meiste) Gesprächsarbeit leisten (1984, 58ff.). Sie lassen sich unterbrechen, stellen Fragen, hören aufmerksam zu. Ihr Kommunikationsverhalten insgesamt ist durch Unsicherheit geprägt, sie schwächen ihre Äußerungen ab, indem sie sie einschränken, sie indirekt formulieren und durch Vergewisserungsfragen und Entschuldigungen ergänzen (Lakoff 1973, 54f., Trömel-Plötz 1982, 48). Die Kritik gilt zum einen der männlichen Dominanz in einer patriarchalen Gesellschaft oder ihren patriarchal geprägten Institutionen; in der Schule sind es Lehrer und Lehrerinnen, die Schülerinnen nicht beachten. Die Kritik gilt

aber auch weiblichen Defiziten des Kommunikationsverhaltens, wobei die Neigung besteht, männliches Kommunikationsverhalten als Vorbild zu nehmen (vgl. 3.3.). Autorinnen wie Henley oder Trömel-Plötz betonen beide Aspekte (Henley 1988, 287f.; Trömel-Plötz 1984, 383ff.). In der damit verbundenen potentiellen Idealisierung des männlichen Kommunikationsverhaltens liegt die Gefahr eines „Angleichungsgebots an ein schlechtes Bestehendes“ und damit eines antiemanzipatorischen Effekts, wie Klinger (1986, 68) aus feministischer Sicht kritisiert.

Der zweite historische Meilenstein ist der Differenz- oder Dualitätsgedanke als Gegenbegriff zu Dominanz, Defizit und Egalität. In Auseinandersetzung mit der ursprünglich von Pamela Fishman (1984, engl. 1980) formulierten These, daß Frauen die Gesprächsarbeit leisten, wurde Ende der 70er und in den 80er Jahren der weibliche kommunikative Beitrag genauer untersucht. Die Abwendung von der sehr einseitigen und marginalen Wahrnehmung von Frauen im öffentlichen Leben und damit von Situationen mit Geschlechterhierarchie hatte zur Folge, daß bestimmte Sprachdaten neu interpretiert und weibliche kommunikative Leistungen umgewertet wurden. In mehreren Studien wird herausgearbeitet, daß gerade kommunikative Einheiten, die zunächst als Ausdruck von Anpassung und Unsicherheit gedeutet und damit negativ bewertet wurden, auch andere Deutungen zulassen: das sind z. B. bestimmte HörerInnenaktivitäten, kommunikative Abschwächungen und Vergewisserungsfragen (*tag-questions*). Im deutschsprachigen Raum sind dazu zwei wichtige Arbeiten aus dem universitären Kontext zu nennen:

Kuhn (1982) untersucht das Kommunikationsverhalten von je neun Seminarleiterinnen und Seminarleitern in einer einleitenden Sitzung am Semesteranfang und stellt fest, daß die Frauen fast doppelt so viel abschwächende Ausdrücke wie die Männer verwenden. Dazu zählt sie einschränkende und empathische Partikeln, parenthetische Verben und den Gebrauch des Konjunktivs in Fällen, in denen er nicht nötig ist (S. 24). Außerdem beobachtet sie, daß Frauen wesentlich mehr Vergewisserungsfragen verwenden und zehnmal mehr persönliche Anreden, Bezugnahmen und Bemerkungen als Männer machen. Die Gründe für dieses Verhalten sieht Kuhn jedoch weder in einer Unsicherheit noch in der Kommunikationsgewohnheit der Frauen, als Folge weiblicher Sozialisation angepaßt und höflicher zu sprechen, sondern in der bewußten Absicht, anders zu agieren: die Zuhörenden einzubeziehen und persönlich zu sprechen. Die

ergänzende Auswertung der Grobstruktur der Seminare bestätigt sie in dieser Annahme.

C. Schmidt (1988, 127ff.) findet beim Vergleich von gleichgeschlechtlichen und gemischtgeschlechtlichen studentischen Examensgruppen der Germanistik im Umgang mit einem vorher festgelegten und von allen vorbereiteten Thema heraus, daß Frauen eher kooperativ, Männer eher kontrovers kommunizieren. Frauen gehen z. B. eher auf den Beitrag der Vorgängerinnen ein: Als Zuhörerinnen unterstützen sie die aktuell Redende, geben mehr Rückmeldung insgesamt (*mhm*) und mehr Rückmeldung in Form von kurzen Kommentaren (*richtig; finde ich auch*). In reinen Männergruppen zeigen sich extrem hohe Werte der durchschnittlichen Redebeitragslänge und ein sehr geringer Anteil solcher Antworten, die ganz auf den Fragenden eingehen.

Solche Darstellungen führen entsprechend zu einer Abwertung männlichen Kommunikationsverhaltens: Gemessen an der Norm des idealen Gesprächs sind es die Frauen, die diese Norm verwirklichen, und die Männer, die ihr nicht gerecht werden. Diese Auffassung wird auch in den exemplarischen Untersuchungen zur Unterrichtskommunikation von Enders-Dräger/Fuchs (1989, 147) entfaltet. Danach ist die Gruppe der Mädchen stärker auf Kooperation, die der Jungen stärker auf Konkurrenz ausgerichtet. Die Autorinnen sehen das Lernklima wesentlich vom Interaktionsstil der Jungen bestimmt, der v. a. im mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich die Mädchen benachteiligt. Anliegen der Autorinnen ist, durch ihre Wendung zum Differenzkonzept die weibliche kommunikative Leistung erst als positiv wahrnehmbar zu machen und zu vermitteln und mit Forderungen nach mehr Kooperativität Richtschnur und Ziel einer anzustrebenden Veränderung zu setzen.

Borker und Maltz haben 1982 eine Vielzahl von Untersuchungen aus verschiedenen Ländern ausgewertet und daraus ihre Theorie der kulturellen Stile abgeleitet, der zufolge Unterschiede in der Interaktion zwischen den Geschlechtern durch unterschiedliche Vorstellungen von freundlichen Gesprächen und deren Durchführung sowie der Interpretation dessen, was sich in diesen Gesprächen abspielt, bedingt sind (vgl. dt. Maltz/Borker 1991, 55). In Ergebnissen über unterschiedliche Muster sozialer Interaktionen von Mädchen und Jungen sehen sie ihre Ansicht bestätigt. Ihr Erklärungsansatz ist in der popularisierenden Darstellung und Erweiterung von Deborah Tannen sehr bekannt geworden, die den Blick auf die private Beziehungskommunikation zwischen Frau und Mann (1991) sowie auf die Gesprächssituation der Geschlechter am Arbeitsplatz lenkt (1995). Nach Tannen ist männliches Kommunikationsverhalten öffentlich, auf die Etablierung von Status gerichtet und führt zu einer Berichtssprache, weibliches hingegen privat, auf die Etablierung von Bindung ausgerichtet und führt zu einer Beziehungssprache. Als weibliches Kommunikationsverhalten werden u. a. Nachgeben, Loben, Komplimente machen, Nicht Kritisieren, Nicht Streiten, Nicht Prahlen und Nicht den Boß Herauskehren genannt. Neben dem Grundgedanken der Gleichwertigkeit der beiden durch unterschiedliche Sozialisation entstandenen Stile betont Tannen v. a., daß kommunikative Merkmale nicht unabhängig von Kontext und Situation einer immer gleichen Deutung unterzogen werden können. Exemplarisch entfaltet sie, daß v. a. Unterbrechungen nicht Ausdruck von Dominanz und Elemente eines männlichen Kommunikationsstils (1991, 206ff.) und indirektes Sprechen nicht Ausdruck von Unsicherheit und Machtlosigkeit und Element eines weiblichen Stils sein müssen (1995, 80ff.). Bspw. dürfen Unterbrechungen nur als Machtgebaren gewertet werden, wenn sie Gesprächsrechte einer Person verletzen. Sie können durchaus auch kooperativ sein, Ausdruck eines besonders involvierten Gesprächsstils, der charakteristisch für Frauen und private Kommunikationssituationen ist. Zu Konflikten kommt es, wenn Gesprächsbeteiligte dieses Verhalten in einem anderen kulturellen Rahmen deuten, etwa von der Vorstellung öffentlichen Sprechens ausgehen, wonach immer nur eine Person das Rederecht hat (1991, 229). Beide Stile versteht Tannen als Endpunkte einer Skala mit fließenden Übergängen (1995, 9). Differenzdenken, wie es in solchen Beschreibungen zum Ausdruck kommt, erscheint zunächst positiv, weil es weibliche Leistung nicht einseitig und pauschal abwertet: das, was Frauen können, wird nicht als Mangel betrachtet, sondern als andere, aber gleichwertige Leistung bejaht. Aber auch Differenzdenken birgt die Gefahr eines antiemanzipatorischen Moments und stößt auf feministische Kritik, weil es den stereotypen Geschlechtscharakter der Frau affirmiert und Frauen festgelegt werden auf das, was sie immer schon konnten und taten, hier etwa „mütterlich“ für andere sorgen. Eine solche Betrachtungsweise gibt Geschlechterunterschieden den Anschein des Natürlichen und

läßt gesellschaftliche Ungleichheit und Veränderungsinteressen aus dem Blickfeld geraten (Klinger 1986, 69f.). Tannen ist dieser Gefahr im Buch von 1991 erlegen, nicht allerdings in „Job-Talk“ (1995, 19). Hier betont sie sehr deutlich, daß in der Arbeitswelt der männlich geprägte Interaktionsstil die Norm ist und sich damit zum Nachteil für Frauen auswirkt.

3.2. Zum Stand der Diskussion: Dekonstruktion der Differenz

Fazit aus vielen verschiedenartigen Untersuchungen im Umkreis des Themas ist, daß die bisher diskutierten Antworten auf die Frage nach Geschlechterunterschieden hinsichtlich des Kommunikationsverhaltens zu einfach sind. Ähnlich wie in der klassischen Soziolinguistik erweisen sich die Zusammenhänge bei genauerer Untersuchung als komplexer als gedacht und ursprünglich formuliert. Wir alle haben Erfahrungen mit prototypischem männlichen und weiblichen Kommunikationsverhalten. Aber Frauen verhalten sich nicht in allen Situationen gleich, und nicht alle Frauen verhalten sich gleich. Es läßt sich nicht behaupten, daß das Geschlecht allein als Faktor das kommunikative Geschehen bestimmt, und ebenso wenig, daß es unabhängig von dem Typ der Situation mehr als andere Faktoren das Gesprächsverhalten bestimmt. Solche weitgehenden Generalisierungen lassen sich nicht aufrechterhalten, allein schon deshalb nicht, weil eine kommunikative Handlung nicht kontextunabhängig auf eine Bedeutung festgelegt werden kann. Aufgrund der Popularität des Themas und des damit verbundenen gesellschaftspolitischen Interesses wurden und werden häufig exemplarische Untersuchungen als empirisch gesicherte Aussagen behandelt, Ergebnisse überbewertet und vorschnell und sehr weitgehend generalisiert. Frank (1992, 16ff.) ist solchen recht naiven, allerdings m. E. wissenschaftlich nie ernsthaft vertretenen Generalisierungen noch einmal mit einer Meta-Untersuchung eines Corpus von deutsch- und englischsprachigen Analysen entgegengetreten, die zwar hinter den Stand des schon erreichten soziolinguistischen Wissens über den Einflußfaktor Situation zurückfällt, aber sehr deutlich die Widersprüchlichkeit der Ergebnisse zeigt. Mehr und andere Faktoren als das Geschlecht spielen eine Rolle, v. a. der institutionelle Kontext, Aspekte der Situation wie Öffentlichkeit oder Privatheit, der Status einer Person im Gespräch sowie Alters-

Schicht- und Kulturunterschiede. Günthner (1992) diskutiert Gesprächssituationen, in denen Frauen ihre kulturelle, berufliche und statusbezogene Identität sehr viel stärker zum Tragen bringen als ihre geschlechtliche. Daß Frauen keine homogene Gruppe sind, wurde von Anfang an gesagt. So machen z. B. die „Klassikerinnen“ Lakoff (1973, 47) und Henley (1988, 255) nur Aussagen über die amerikanische (weiße) Mittelschichtfrau; auch Wex (1979, 23) findet Alters- und Schichtunterschiede. Dennoch wurden und werden solche Einschränkungen oft übersehen oder unterschätzt.

Daß und wie weibliches Kommunikationsverhalten in Abhängigkeit von der Schichtzugehörigkeit variiert, haben v. a. Keim/Schwittalla (1989, 1993) in auch methodisch vorbildhaften deutschsprachigen ethnographischen Analysen inzwischen mehrfach herausgearbeitet. Die aktuelle internationale Forschungssituation dokumentieren drei neuere Literaturberichte, deren englischsprachige Untersuchungsbasis allerdings überwiegend Laborsituationen sind, so daß andere Ergebnisse für natürliche Kommunikationssituationen nicht auszuschließen sind. Die Forschungsberichte bestätigen teilweise bisher behauptete Unterschiede im Kommunikationsverhalten, kommen aber auch zu gegensätzlichen Ergebnissen. Damit zeigen sie die Berechtigung der Fragestellung, aber auch die Schwierigkeit von Antworten.

Etwa gilt aufgrund verschiedener Untersuchungen mittlerweile als gesichert, daß Frauen häufiger lächeln. Fehlende Unterschiede bei Kindern bestätigen, daß dieses Verhalten erlernt ist. Zur Status- oder Dominanzhypothese paßt nicht, daß Frauen auch Frauen häufiger anlächeln. Ergebnisse über negative Gesichtsausdrücke stehen noch aus. Wenn Frauen auch hier einen quantitativen Vorsprung hätten, wäre die Statushypothese widerlegt und die Unterschiede müßten eher mit einer größeren Ausdrucksbereitschaft von Frauen erklärt werden (Maier 1992, 28).

Als Standardbeispiel männlichen Dominanzverhaltens gilt die Unterbrechung. James/Clarke (1993, 231) können jedoch aufgrund der Auswertung von 43 englischsprachigen Untersuchungen von 1965 bis 1991 Geschlechterdifferenzen im Gebrauch von Unterbrechungen weder für gemischtgeschlechtliche noch für gleichgeschlechtliche Interaktionen bestätigen. Das hängt mit der multifunktionalen Natur des simultanen Sprechens zusammen und mit dem offenen Problem, daß Bestimmungen von Unterbrechungen als Dominanzversuche in hohem Maße deutungsabhängig sind, d. h. sowohl den Inhalt als auch den weiteren Kontext in die Analyse miteinbeziehen müßten, was die

meisten Untersuchenden nicht tun. Immerhin stellen die Autorinnen fest, daß Unterbrechungen von Männerseite mit größerer Wahrscheinlichkeit Dominanzversuche sind als von Frauenseite (257).

James/Drakich (1993, 281) arbeiten heraus, daß sich die scheinbar inkonsistenten Ergebnisse in 63 Untersuchungen zwischen 1951 und 1991 über den Umfang des Sprechens von Männern und Frauen bei genauerer Analyse als durchaus konsistent erweisen. Ihre Erklärung dafür, daß einerseits so viele Untersuchungen zeigen, daß Männer mehr reden, daß es davon andererseits aber viele Abweichungen gibt, basiert auf sorgfältiger Analyse des Kontextes und der Struktur der sozialen Interaktion. Geschlecht wird als ein Statusfaktor betrachtet, der aber durch andere Statusfaktoren nivelliert werden kann. Etwa wenn Frauen und Männer über ein Thema diskutieren, für das aufgrund der gesellschaftlichen Erwartungen Frauen als Expertinnen gelten, kann es sein, daß Männer nicht mehr reden oder sogar, daß Frauen mehr reden als Männer.

Aufgrund der Zugänglichkeit der Daten ist der Miniaturausschnitt „öffentliche Fernsehdiskussion“ inzwischen besonders gut untersucht. An zwei ganz verschiedenartigen deutschsprachigen Arbeiten soll das bisher Ausgeführte illustriert und gezeigt werden, wie es inhaltlich und methodisch und durchaus auch mit feministischem Interesse weitergehen kann.

Gräbel (1991) hat mit quantifizierenden Methoden und der Herausarbeitung von Korrelationen untersucht, was passiert, wenn Frauen in dominanten Rollen, d. h. in ihrer Terminologie als statushohe Personen kommunizieren. Das sind – leider für die Analyse nicht unterschieden – die Rollen der Expertin und der Moderatorin. Sie stellt bisherigen exemplarischen Illustrierungen der These männlicher Dominanz an einzelnen Fernsehdiskussionen, wie sie etwa Trömel-Plötz (1984) durchgeführt hat, eine Untersuchung von fünf dt. Fernsehdiskussionen gegenüber, in denen Frauen und Männer im Durchschnitt gleich vertreten waren. Aufgrund der Analyse von quantifizierbaren Aspekten der Gesprächsarbeit, der Gesprächskontrolle und Merkmalen nicht-dominanten Verhaltens kommt sie zu dem Ergebnis, daß sich in den untersuchten Fernsehdiskussionen im Durchschnitt – als Korrelation – der Status einer Person als wichtiger als ihr Geschlecht erweist: Mehr Redezeit, eine größere Zahl von Redebeiträgen, Unterbrechungsversuchen und Unterbrechungen – nach feministischen Thesen Ausdruck männlicher Dominanz – sind nicht geschlechts-, sondern statusbedingt, charakteristisch also für Personen beiderlei Geschlechts in der Rolle der ExpertIn (S. 210ff.). Grundsätzlich stellt ihre Untersuchung jedoch die Existenz von Unterschieden zwischen weiblichem und männlichem Kommunikationsverhalten nicht in Frage: Gräbel findet bei Frauen mehr Merkmale eines nicht-dominanten Sprachstils als bei Männern (S. 306)

Während Gräbel methodisch im Rahmen einer korrelativen Soziolinguistik und Registerforschung verbleibt, geht Kotthoff mit vergleichbaren Diskussionen ganz anders um. In einem qualitativen Zugriff rekonstruiert sie exemplarisch, daß und wie in solchen Diskussionen Asymmetrie der Geschlechter konstruiert wird. Dabei knüpft sie an den Grundgedanken aus der bisherigen Forschungsdiskussion an. Ihre These lautet, daß für Männer eher Expertenrollen, für Frauen eher die Rolle der Betroffenen ausgehandelt werden.

An mehreren Beispielen (Kotthoff 1992, 1993a, 1995) demonstriert sie, wie in einer Diskussion die beteiligten Männer die Rolle der Experten ausagieren und darin auch von den Frauen, z. B. der Moderatorin, durch deren Zurückhaltung unterstützt werden. Die beteiligten Frauen hingegen argumentieren, auch wenn sie als Buchautorinnen Expertinnen sind, eher als Betroffene: Sie reden persönlich, lenken das Interesse von sich weg und werden auch eher als Betroffene angesprochen. In einer anderen Diskussion spielt die Expertin ihren Status herunter, der Experte baut ihn aus; die Expertin tut sich schwer mit einer Belehrung, um die sie gebeten wurde und präsentiert ihre Information so unspektakulär wie möglich. Der Experte holt zu einer monologischen Lektion aus (1993a, 86). In einem dritten Gespräch agieren alle anwesenden Männer als Experten bezüglich des Leichenfundes (Ötzi), auch dann wenn sie etwa als Bürgermeister oder Künstler nur laienhaft mit dem Problem befaßt sind. Die Expertin hält sich zunächst zurück, wird aber durch die zahlreichen Fragen des Moderators schließlich in die Rolle der Expertin hineingezogen. Der Moderator liefert hier ein Beispiel für eine Moderation, die gruppenspezifische Prozesse ausgleicht (1993a, 89). Kotthoff sieht die Konstruktion von Asymmetrie schon darin gegeben, daß Frauen häufiger als Betroffene denn als Expertin eingeladen werden, Männer dagegen eher selten, und daß außerdem Frauen sich auch als Expertin eher wie eine Betroffene äußern dürfen. In einem Gespräch wird eine thematische Hierarchie errichtet, die weibliche Expertin darf sich zu Alltagsproblemen äußern, die Männer widmen sich der Politik und richten ihre Beiträge dazu aneinander, nicht an die Frau. Dennoch gibt es erhebliche Unterschiede darin, welche situative Identität Frauen und Männer für sich aktualisieren können. Kotthoff entfaltet auch ein Beispiel, in dem sich die Geschlechter nicht in typisierter Weise, sondern eher entlang politischer Positionen von einander unterscheiden (1993a, 91). Ihr Ergebnis lautet, daß Frauen im institutionellen Kontext der Fernsehdiskussion mit einem partnerzentrierten, wenig auftrumpfenden, themenorientierten Stil häufig unterliegen, weil sie auf einen Stil der Selbstdarstellung und Statusdemonstration treffen. Sie sieht diese stilistische „Normalität“ schon von außen konstruiert, etwa durch die Einladungspolitik der Medien, wonach

zu politischen und wissenschaftlichen Themen immer mehr Männer eingeladen werden und somit die Themen als männlich definiert werden. Die Sender legen es außerdem auf Konfrontation an, weil die gemeinsame Entwicklung von Positionen als langweilig gilt.

Kotthoff stellt sich in den Kontext der Kommunikationssoziologie der Alltagswelt, sie geht ethnomethodologisch von der interaktiven Konstruktion der Wirklichkeit aus. Danach wird mithilfe der Sprache signalisiert, wie die Situation zu definieren ist, wie die Beteiligten zueinander stehen und welches Selbstbild sie von sich haben. Mit Zimmerman/West (1987) begreift sie auch Geschlecht (im Sinne von engl. *gender*) als soziale Konstruktion, etwas, das wir nicht haben, sondern tun, durch Gesten und Handlungen immer wieder neu inszenieren. Dieses interaktiv erworbene Verhalten zur sozialen Selbstdarstellung (*doing gender*) erscheint uns schließlich nur als natürlich. Kotthoff greift das ethnomethodologische Konzept auf, um zu rekonstruieren, wie das Arrangement der Geschlechter in diesem Ausschnitt aus dem öffentlichen Kontext erfolgt, wie situative Rangunterschiede ausgehandelt werden. Durch ihre Auswahl akzentuiert sie im Sinne von Goffman (1977, dt. 1994), was wesentlich gesellschaftlich mitinszeniert und habitualisiert ist, bedingt durch Traditionen, kulturelle Gegebenheiten und Machtverhältnisse.

Die vorgestellten Ansätze enthalten analytisch bedingte Idealisierungen, sie ergänzen sich und schließen einander nicht aus: Bestimmte Aussagen von Trömel-Plötz sind mit diesen Ansätzen vereinbar; Kotthoff greift auch auf Überlegungen von Trömel-Plötz und Tannen zurück, wenn sie Differenz eher im Sinne von Asymmetrie als von Verschiedenheit rekonstruiert. Andererseits gibt es ganz unbestreitbar eine gedankliche Weiterentwicklung, die historisch bedingte Vereinfachungen der früheren Positionen nicht mehr zuläßt. Kotthoff (1996, 9) betont resümierend die Interrelation verschiedener Faktoren, die in Gesprächen zum Tragen kommen:

„gesellschaftliche Machtasymmetrien der Geschlechter, eine geschlechtsorientierte Arbeitsteilung, verschiedene Sozialisation und dort sich bildende subkulturelle Interaktionsstrategien, medial vermittelte Idealbilder von Weiblichkeit und Männlichkeit, Geschlechterideologien und ein sich in all diesem kommunikativ positionierendes Selbst, welches sich in dauernder Interaktion mit seinem Umfeld befindet.“

Nur eine kritische und sorgfältige Rekonstruktion der Differenz im Sinne von Kotthoff kann die Basis für eine Dekonstruktion dieses Arrangements der bipolaren Geschlechterdifferenz sein, das Tannen (1995, 217) mit ihrem Plädoyer für eine Vielfalt der

Stimmen fordert. Das Fernziel Dekonstruktion der Differenz würde v. a. die Aufgabe des dichotomen Denkens, der bipolaren prototypischen Wahrnehmung, Darstellung und Erwartung der Kommunikationsweisen der Geschlechter bedeuten, zu deren Bestehen der Feminismus sicherlich auch beigetragen hat; statt dessen ist anzuerkennen, daß es sich um Kontinua handelt.

Einen Eindruck dieser Vielfalt vermittelt exemplarisch eine sehr umfangreiche qualitative Untersuchung über Interaktionen zwischen Mädchen und Jungen im Grundschulalter. Neben bestimmten Mustern oder Typen, die bei beiden Geschlechtern in den unterschiedlichen Altersgruppen zwischen sechs und zwölf Jahren vorkommen, etwa den „Neckern und Neckerinnen“, „guten Partnern und Partnerinnen“ sowie den „Abstinenten“, die nicht mit dem anderen Geschlecht kommunizieren, gibt es auch Typen, die v. a. bei einem Geschlecht vorkommen, etwa die „Piesacker“, das sind diejenigen unter den Jungen, die Mädchen ärgern, entsprechend bei den Mädchen die Teilgruppe der „Geärgerten“ (Oswald u. a. 1986, 576f.).

Weitere Untersuchungen sollten eher einer interpretativen als einer korrelativen Soziolinguistik verpflichtet sein, den institutionellen Rahmen und den Interaktionsprozeß berücksichtigen und Einheiten im Kontext analysieren.

Als Vorbilder sind neben Kotthoff (1992, 1993a), Oswald u. a. (1986), Enders-Dragässer/Fuchs (1989), die die Institution Schule auch mit Fragebögen und Interviews erfassen, Engler/Friebertshäuser (1992), die exemplarisch rekonstruieren, wie im studentischen Rahmen Asymmetrie konstruiert wird, und Keim/Schwitalla (1989, 1993) zu nennen, deren materialreiche Untersuchungen im ethnographischen Kontext anzusiedeln sind.

3.3. Konsequenzen für die Praxis: Feministische Rhetorik

Die Autorinnen haben aus den Ergebnissen einer feministischen Gesprächsanalyse und -kritik im soziolinguistischen Kontext mehr oder weniger umfangreiche Anweisungen für die Praxis abgeleitet und damit wichtige Impulse für eine veränderte Gesprächskultur gegeben. Sie wollen Frauen nicht nur über ihre eigene Wirkung und die kommunikativen Machtmechanismen aufklären, sondern mit gesprächsrhetorischen Forderungen und Hinweisen auch die Voraussetzungen dafür schaffen, daß Frauen ihr legitimes Interesse, gehört zu werden, durchsetzen können. Als zentrale Ursache für die Benachteiligung von Frauen im Gespräch wird die Ausübung männlicher Dominanz diagnostiziert. Henley

hält die stummen Tricks und Listen der Mächtigen für die wirksamste Methode, Frauen auf ihren Platz zu verweisen, und sieht im Erkennen nonverbaler Taktiken eine Hilfe, Einfluß- und Dominanzversuchen anderer zu widerstehen (1988, 289, 13). Wurde zunächst weibliches Verhalten als Ausdruck von Unsicherheit und Anpassungsbedürfnis nur abgewertet, wird in einigen Untersuchungen einem als dominant und kontrovers charakterisierten männlichen Stil das nicht-dominante, höfliche und kooperative weibliche Kommunikationsverhalten als Kommunikationsideal gegenübergestellt (z. B. Trömel-Plötz 1992, 85ff.). Das führt logischerweise zu zwei Strategierichtungen: Die Aufforderung an Männer, Dominanz zu unterlassen, erfolgt mit der Zielsetzung, dem idealen Gespräch näherzukommen. Feministische Rhetorik beinhaltet entsprechend auch Anweisungen an Männer. Gemäß Trömel-Plötz' Forderungen zur Gleichstellung von Frauen in Gesprächen (1984, 385) sollen Frauen und Männer als Zuhörende u. a. Frauen als Sprecherinnen unterstützen, sie angemessen vorstellen und ins Gespräch einführen, sie persönlich anreden, ihnen das Wort erteilen und auf Signale achten, die zeigen, daß sie zu Wort kommen wollen, Frauen nicht unterbrechen, Beiträge von Frauen wichtig und ernst nehmen und sich darauf beziehen, Frauen den gleichen Respekt zollen wie Männern und sie unterstützen, wenn ihnen andere diese Rechte nicht zugestehen. Die Empfehlung an Frauen, sich gegen (männliche) Dominanz zur Wehr zu setzen, hat als Zielsetzung eher die Verwirklichung von Selbstbehauptung im Gespräch. Die Anweisungen richten sich vorrangig an Frauen, wohl weil hier bedingt durch die Konzentration auf öffentliches und institutionelles Sprechen der größere Handlungsbedarf gesehen wird, aber sicher auch, weil die meisten Autorinnen (auch die nicht als feministisch ausgewiesenen, wie etwa Gräbel 1991) v. a. die weibliche Perspektive einnehmen und eher oder nur Frauen Leidensdruck und Veränderungsbedürfnis unterstellen. Das zeigt, daß Frauen nicht nur als hilflose Opfer männlicher Machtausübung wahrgenommen werden. Nur wenn man annimmt, daß Frauen die Situationen, in denen sie leben, auch mitproduzieren, ist es plausibel zu unterstellen, daß sie auch an ihrer Veränderung mitwirken können.

Praktische Konsequenz aus durchaus divergierenden Untersuchungen und Thesen ist

die Forderung, daß Frauen ihre Rolle als Sprechende situationsangemessen ausfüllen; sie sollen flexibel über beide Stile verfügen, um erfolgreich kommunizieren zu können und ihren Kompetenzen entsprechend wahrgenommen zu werden. Nur dann haben sie die Möglichkeit, sich gegen den kontroversen männlichen Stil zur Wehr zu setzen und sich, wenn es darauf ankommt, selbst zu behaupten, wie z. B. in öffentlichen Situationen und größeren Gruppen, wo ihr Verhalten nicht honoriert wird oder Gefahr läuft, als Ausdruck von Unsicherheit und Submission mißverstanden zu werden. Hier sollen Frauen die Männer nicht gewinnen lassen, ihnen Unterstützung verweigern, sich als Sprecherinnen die gleichen Rechte nehmen, so lang und so oft reden wie diese, sich nicht unterbrechen lassen, Unterbrechungen oder andere männliche Dominanzgesten zur Sprache bringen und Positionen nicht abschwächen, sondern uneingeschränkt formulieren. V. a. wird geraten, die besonders auffälligen Formen des automatisierten Verhaltens zu kontrollieren, die Symptome von Unsicherheit und fehlender Kommunikationsroutine sind oder so gedeutet werden können: Frauen sollen sich nicht durch Körperhaltung klein und unscheinbar machen, lauter sprechen und nicht oder mindestens weniger lächeln.

Alle Verhaltensweisen werden als hochgradig automatisiert aufgefaßt, weshalb Änderungen nicht ohne weiteres als möglich angesehen werden. Für die Vermittlung solcher Fähigkeiten entstanden Rhetorikkurse speziell für Frauen zur Förderung von Selbstbehauptung und weiblicher Solidarität; mittlerweile werden auch gemischte Kurse angeboten zum leichteren Abbau von Feindbildern und zur realistischeren Einschätzung der eigenen Wirkung (Tillner/Franck 1990; Schlüter-Kiske 1991).

Angesichts der Popularität der feministischen Thesen in der öffentlichen Diskussion ist unbestreitbar, daß sie von Einfluß auch für die Gesprächs- und Kommunikationskultur waren und sind. Autorinnen, die sich explizit als Feministinnen bezeichnen und die Notwendigkeit gesellschaftlicher Veränderungen thematisieren, lassen keinen Zweifel daran, daß diese primär über Gesellschafts- und Institutionenkritik und Gesetzesänderungen, nicht allein über Änderungen kommunikativer Verhaltensweisen zu erzielen sind (Henley 1988; Günthner/Kotthoff 1991, 39). Aufgrund der Komplexität dieses Prozesses wäre es eine Illusion, allein mit der Ablei-

tung rhetorischer Anweisungen die Möglichkeit von Veränderung zu suggerieren. Es ist jedoch nicht zu bestreiten, daß das Interesse anhält, kommunikative Veränderungen herbeizuführen. Das gilt sicher in besonderem Maße für Institutionen mit andauernden oder sich wiederholenden Interaktionsprozessen wie Schule und Hochschule (vgl. A. Schmidt 1995, 96; Lindenberg 1996, 26).

4. Literatur (in Auswahl)

Albrecht, Urs, Brauchen wir eine neue Gesetzes- und Verwaltungssprache? In: *Gesetzgebung heute* 1, 1990, 49–60.

Ders., Leitfaden zur sprachlichen Gleichbehandlung im Deutschen. In: *Gesetzgebung heute* 1, 1994, 123–137.

Ders./Ann-K. Pantli, Amtlicher Leitfaden zur sprachlichen Gleichbehandlung in der Schweiz. In: *DU* 48/1, 1996, 108–110.

Alfers, Sandra/Wilfried Kürschner/Christiane Pelka, Sprachsexismus? Die Bezeichnung der Geschlechter in der Sprachpraxis. In: *Frauenfragen – Frauensache*. Hrsg. v. Hermann van Laer/Astrid Schmitt von Mühlentfels. Cloppenburg 1994, 247–273. (Vechtaer Universitätsschriften 14).

Anliker, Peter, Geschlechtsneutrale Sprache – aus Schweizerdeutscher Sicht. In: *Sprachreport* 1, 1992, 10–12.

Arbeitsgruppe Rechtssprache, Maskuline und feminine Personenbezeichnungen in der Rechtssprache. 1990. Bundestagsdrucksache Bonn, 12/1041 vom 7. 8. 1991.

Barz, Irmhild, Zum Verhältnis von movierten und unmovierten Berufsbenennungen im Sprachgebrauch der DDR. In: *BES* 5, 1985, 190–198.

Dies., Nomination durch Wortbildung. Leipzig 1988. (Linguistische Studien).

Batliner, Anton, Sexismus und Häufigkeit. In: *DS* 9, 1981, 312–328.

Ders., The comprehension of grammatical and natural gender. In: *Linguistics* 22, 1984, 831–856.

Ders., Die semantische Interpretation des Genus. In: *Arbeiten zur Skandinavistik* 6, 1985, 367–390.

Becker, Henrik, Gutachten des Instituts für Sprachpflege und Wortforschung. In: *Sprachpflege* 9, 1957, 130–131.

Behn, Michael, „Neue“ Ausbildungsberufe. In: *Zeitschrift für Sozialreform* 26, 1980, 375–382.

Bersch, Helmut, Sprachpfleger/in mit Deutsch als Mutter/Vatersprache gesucht. Die geschlechtsneutrale Stellenanzeige. In: *Der Sprachdienst* 25, 1981, 105–113.

Bickes, Hans/Margot Brunner (Hrsg.), Muttersprache frauenlos? Männersprache Frauenlos? PolitikerInnen ratlos? Wiesbaden 1992.

Bilden, Helga, Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*. Hrsg. v. Klaus Hurrelmann/Dieter Uhlich. Weinheim/Basel 1991, 279–301.

Bobillon, Jean-Marc, Wieso kann eine Frau ein guter Minister, ein Mann aber keine gute Ministerin sein? Genus versus Sexus. In: *Begegnung mit dem „Fremden“: Grenzen – Traditionen – Vergleiche*. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Tokyo 1990. Hrsg. v. Eijiro Iwasaki. Bd. 4. München 1991, 466–472.

Böhlke, Doris, Über die Frau in der Sprache der ehemaligen DDR – gleichberechtigt? In: *Germanistische Mitteilungen* 33, 1991, 35–41.

Braun, Friederike, Mehr Frauen in die Sprache. Leitfaden zur geschlechtergerechten Formulierung. Hrsg. v. der Frauenministerin des Landes Schleswig-Holstein. Kiel 1991.

Dies./Ulrike Pasero, Kommunikation von Geschlecht. Pfaffenweiler 1997.

Braun, Peter, Personenbezeichnungen – der Mensch in der deutschen Sprache. In: *Mu* 100, 1990, 167–191.

Ders., Personenbezeichnungen – mehr oder weniger tierisch ernst. In: *Mu* 102, 1992, 143–152.

Brehmer, Ilse (Hrsg.), Sexismus in der Schule. Der heimliche Lehrplan der Frauendiskriminierung. Weinheim 1982.

Bußmann, Hadumod, Das Genus, die Grammatik und der Mensch: Geschlechterdifferenz in der Sprachwissenschaft. In: *Genus: Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*. Hrsg. v. Hadumod Bußmann/Renate Hof. Stuttgart 1995, 114–160.

Coulmas, Florian, Antisexistische Sprachregelung. In: *Merkur* 44, 1990, 606–609.

Dick, Anneliese, Kommentierte Bibliographie: Rolle und Bild der Frau in deutschen Schulbüchern (Teil 1). Zusammenstellung veröffentlichter Unterrichtsmaterialien zur Darstellung der Frau im Unterricht aller Schulstufen (Teil 2). Wiesbaden 1986. (Hessisches Institut für Bildungsplanung und Schulentwicklung, Sonderreihe Heft 22).

Diehl, Elke, Ich bin ein Student. In: *Deutschland Archiv* 25, 1992, 384–392.

Doerfer, Gerhard, Das Korana und die Linguistik. In: *Sprachwissenschaft* 10, 1985, 132–152.

Doleschal, Ursula, Movierung im Deutschen. Eine Darstellung der Bildung und Verwendung weiblicher Personenbezeichnungen. Unterschleißheim/München 1992. (Edition Linguistik 1).

Dies., Entwicklung und Auswirkungen der feministischen Sprachkritik in Österreich seit 1987. In: *Schoenthal* 1998, 87–115.

Drosdowski, Günther, Langer Brief der Dudenredaktion an die TAZ. In: *Juchz- und Jubel-Sonderheft Hoch taz* 1989, 86.

- Ders., Ist das Deutsche in erster Linie eine Männersprache? In: Die Weltwoche 41, 10. 10. 1991.
- Ders., [Ohne Titel]. In: Bickes/Brunner 1992, 13–19.
- Der Duden. Das Standardwerk zur deutschen Sprache. Hrsg. v. Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. Band 4: Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 1. Aufl. Mannheim [u. a.] 1959. 2. Aufl. Mannheim [u. a.] 1966. 3. Aufl. Mannheim [u. a.] 1973. 4. Aufl. Mannheim [u. a.] 1984. 5. Aufl. Mannheim [u. a.] 1995.
- Der große Duden. Wörterbuch und Leitfaden der deutschen Rechtschreibung. Mit einem Anhang: Vorschriften für den Schriftsatz, Korrekturvorschriften, Hinweise für das Maschinenschreiben. Bearb. von der Dudenredaktion Leipzig. Neubearb. der 18. Aufl. Leipzig 1985.
- Eisenberg, Peter, Grundriß der deutschen Grammatik. 2. überarb. und erw. Aufl. Stuttgart 1989.
- Enders-Dragässer, Uta/Claudia Fuchs, Sexismusstrukturen in der Schule. Weinheim/München 1989.
- Engler, Steffani/Barbara Friebertshäuser, Die Macht des Dominanten. In: Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen. Hrsg. v. Angelika Wetterer. Frankfurt a. M./New York 1992, 101–120.
- Erfurt, Jürgen, Feministische Sprachpolitik und soziolinguistische Aspekte des Sprachwandels. In: ZfG 9, 1988, 707–716.
- Etzold, Sabine, Das Binnen-I west überall. In: Die Zeit 15, 1996, 33.
- Fichera, Ulrike, Schluß mit den sexistischen Stereotypen in Schulbüchern! Gedanken zu frauenorientierten Darstellungen von Mädchen und Frauen in Unterrichtsmaterialien. In: Frauensache – Schule. Aus dem deutschen Schulalltag. Erfahrungen, Analysen, Alternativen. Hrsg. v. Uta Enders-Dragässer/Claudia Fuchs. Frankfurt a. M. 1990, 257–279.
- Dies., Von „züchtigen Hausfrauen“ über Werkzeugmacherinnen zu ...? Einige Ergebnisse der feministischen Schulbuchkritik. In: DD 136, 1994, 114–120.
- Fischer, Erika, Das Bild der Frau im Kinder- und Jugendbuch. In: Ulrich 1991b, 43–55.
- Fishman, Pamela, Macht und Ohnmacht in Paargesprächen. In: Trömel-Plötz 1984, 127–140.
- Fleischer, Wolfgang, Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig 1969.
- Ders. [u. Autorenkollektiv], Wortschatz der deutschen Sprache in der DDR. Fragen seines Aufbaus und seiner Verwendungsweise. Leipzig 1987.
- Forer, Rosa, Genus und Sexus. Über philosophische und sprachwissenschaftliche Erklärungsversuche zum Zusammenhang von grammatischem und natürlichem Geschlecht. In: Der Widerspenstigen Zähmung. Studien zur bezwungenen Weiblichkeit in der Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Sylvia Wallinger/Monika Jonas. Innsbruck 1986, 21–41. (IBK 31).
- Frank, Karsta, Sprachgewalt: die sprachliche Reproduktion der Geschlechterhierarchie. Elemente einer feministischen Linguistik im Kontext sozialwissenschaftlicher Frauenforschung. Tübingen 1992. (RGL 130).
- Frasch, Heidi/Angelika C. Wagner, „Auf Jungen achtet man einfach mehr ...“ Eine empirische Untersuchung zu geschlechtsspezifischen Unterschieden im Lehrer/innenverhalten gegenüber Jungen/Mädchen in der Grundschule. In: Brehmer 1982, 260–278.
- Friedan, Betty, Der Weiblichkeitswahn oder die Selbstbefreiung der Frau. Hamburg 1963.
- Froitzheim, Claudia, Sprache und Geschlecht. Bibliographie. Teil I. Wiesbaden 1980. (LB-Papiere 62).
- Dies./Berthold Simons, Sprache und Geschlecht. Bibliographie. Teil II. Trier 1981. (L.A.U.T. Ser. B 72).
- Fuchs, Claudia, Feministische Schulforschung. In: Günthner/Kotthoff 1992, 23–32.
- Dies./Sigrid Müller, Handbuch zur nichtsexistischen Sprachverwendung in öffentlichen Texten. Im Auftr. des Magistrats der Stadt Frankfurt/Main – Dezernat Frauen und Gesundheit, Frauenreferat. Frankfurt a. M. 1993.
- Gabelentz, Georg von der, Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. Durchgesehener Nachdruck der 2. Aufl. von 1901. Hrsg. und mit einem Vorwort versehen von Gunter Narr und Uwe Petersen sowie mit einem Aufsatz von Eugenio Coseriu, Georg von der Gabelentz et la linguistique synchronique. Tübingen 1969.
- Gallmann, Peter, Bezeichnungen für männliche und weibliche Personen. In: Sprachspiegel 47, 1991, 150–160.
- Gansel, Christina, Sprachwandel und Feminismus. Anspruch und „Wirklichkeit“. In: DU 48, 1995, 322–328.
- Gesellschaft für deutsche Sprache, Gutachten zur geschlechtsneutralen Umgestaltung von Rechtsvorschriften. Wiesbaden 1993.
- Gesellschaft für deutsche Sprache, Gutachten: Möglichkeiten und Grenzen geschlechtsneutralen Formulierens in Rechtstexten, dargestellt anhand von Empfehlungsschriften und Erlassen zur sprachlichen Gleichbehandlung von Frau und Mann. Wiesbaden 1994.
- Götze, Alfred, Wege des Geistes in der Sprache. Gedanken und Beobachtungen zum deutschen Wortschatz. Prag/Leipzig/Wien 1918.
- Götze, Lutz/Ernest W. B. Hess-Lüttich, Knaurs Grammatik der deutschen Sprache. Sprachsystem und Sprachgebrauch. München 1989.

- Goffman, Erving, *Geschlecht und Werbung*. Frankfurt a. M. 1981.
- Ders., *Interaktion und Geschlecht*. Hrsg. und eingeleitet von Hubert A. Knoblauch. Mit einem Nachwort von Helga Kotthoff. Frankfurt a. M. 1994. [Engl. Original 1977].
- Gorny, Hildegard, *Feministische Sprachkritik*. In: Stötzel/Wengeler 1995, 517–562.
- Grabrucker, Marianne, *Vater Staat hat keine Muttersprache*. Frankfurt a. M. 1993.
- Dies., *Neue Wege in der Rechtssprache*. In: Mu 104, 1994, 63–68.
- Grass, Günter, *Die Rätin*. Neuwied [u. a.] 1986.
- Gräbel, Ulrike, *Sprachverhalten und Geschlecht: eine empirische Studie zu geschlechtsspezifischem Sprachverhalten in Fernsehdiskussionen*. Pfaffenweiler 1991. (Aktuelle Frauenforschung 12).
- Guentherodt, Ingrid, *Behördliche Sprachregelungen gegen und für eine sprachliche Gleichbehandlung von Frauen und Männern*. In: LB 69, 1980, 22–36.
- Dies., *Androzentrische Sprache in deutschen Gesetzestexten und der Grundsatz der Gleichbehandlung von Männern und Frauen*. In: Mu 94, 1983/4, 271–289.
- Dies., *Sprachliche Gleichbehandlung: Erkennen und Verwirklichen. Praktische Erläuterungen und Beispiele zur deutschen Rechtssprache*. In: Grabrucker 1993, 246–262.
- Dies./Marlis Hellinger/Luise F. Pusch/Senta Trömel-Plötz, *Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs*. In: LB 69, 1980, 15–21 und LB 71, 1981, 1–7.
- Günthner, Susanne, *Ist Kommunikation zwischen Frauen und Männern interkulturelle Kommunikation?* In: LB 138, 1992, 123–143.
- Dies./Helga Kotthoff (Hrsg.), *Von fremden Stimmen: weibliches und männliches Sprechen im Kulturvergleich*. Frankfurt a. M. 1991.
- Dies. (Hrsg.), *Die Geschlechter im Gespräch. Kommunikation in Institutionen*. Stuttgart 1992.
- Häberlin, Susanna/Rachel Schmid/Eva Lia Wyss, *Übung macht die Meisterin: Ratschläge für einen nichtsexistischen Sprachgebrauch*. München 1992.
- Handbuch der Rechtsetzungstechnik*. Hrsg. v. Bundeskanzleramt Österreich. Teil 1: *Legistische Richtlinien*. 2. Aufl. Wien 1992.
- Heilmann, Christa M. (Hrsg.), *Frauensprechen – Mönnersprechen. Geschlechtsspezifisches Sprechverhalten*. München/Basel 1995. (Sprache und Sprechen 30).
- Hellinger, Marlis (Hrsg.), *Sprachwandel und feministische Sprachpolitik. Internationale Perspektiven*. Opladen 1985.
- Dies., *Kontrastive feministische Linguistik. Mechanismen sprachlicher Diskriminierung im Englischen und Deutschen*. München 1990.
- Dies./Beate Schräpel, *Über die sprachliche Gleichbehandlung von Frauen und Männern*. In: JIG 1, 1983, 40–69.
- Dies./Marion Kremer/Beate Schräpel, *Empfehlungen zur Vermeidung von sexistischem Sprachgebrauch in öffentlicher Sprache*. In: Hellinger 1990, 153–170.
- Dies./Christine Bierbach, *Eine Sprache für beide Geschlechter: Richtlinien für einen nichtsexistischen Sprachgebrauch*. Hrsg. v. der Deutschen UNESCO-Kommission. Bonn 1993.
- Henley, Nancy, *Körperstrategien. Geschlecht, Macht und nonverbale Kommunikation*. Frankfurt a. M. 1988. [Engl. Original 1977].
- Hennig, Beate, *Berufsbezeichnungen für Frauen im mittelhochdeutschen Wortschatz*. In: MDGV 39/3, 1992, 37–40.
- Hess, Regula/Verena Gessler/Ulrike Pittner/Sigi Friedli, *Wo die wilden Mädchen wohnen – eine Auswahl nichtsexistischer Mädchenbücher*. Basel 1980.
- Hinderling, Robert, *Ich bin richtiger geborener Sachse, ich bin Dresdnerin*. In: Sprachspiegel 6, 1990, 161–166.
- Huffzky, Karin, *Wer muß hier lachen? Das Frauenbild im Männerwitz. Eine Streitschrift*. Darmstadt 1979.
- Huhnke, Brigitta, *Ausgrenzung und Aggression in der politischen Berichterstattung über Frauen*. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 40, 1995, 45–58.
- Dies., *Macht, Medien und Geschlecht. Eine Fallstudie zur Berichterstattungspraxis der dpa, der taz sowie der Wochenzeitungen Die Zeit und Der Spiegel von 1980–1995*. Opladen 1996. (Studien zur Kommunikationswissenschaft 7).
- Jäger, Margret/Siegfried Jäger, *Gewalt gegen Frauen – durch Sprache?* Duisburg 1988.
- James, Deborah/Sandra Clarke, *Women, Men and Interruptions: A Critical Review*. In: Tannen 1993, 231–280.
- James, Deborah/Janice Drakich, *Understanding gender differences in amount of talk: A critical review of research*. In: Tannen 1993, 281–312.
- Jung, Matthias, *L'influence des Nouveaux Mouvements Sociaux sur le langage public*. In: *Allemagne d'aujourd'hui* 4, 1990, 92–110.
- Ders., *Öffentlichkeit und Sprachwandel: Zur Geschichte des Diskurses über die Atomenergie*. Opladen 1994.
- Kalverkämper, Hartwig, *Die Frauen und die Sprache*. In: LB 62, 1979, 55–71.
- Kargl, Maria/Karin Wetschanow/Ruth Wodak/Néla Perle, *Kreatives Formulieren. Anleitungen zu einem geschlechtergerechten Sprachgebrauch*. Wien 1997. (Schriftenreihe der Frauenministerin 13).

- Kaulen, Heinrich, „Mädchen dürfen stark sein.“ Zum Wandel des Rollenbildes im Mädchenbuch der achtziger Jahre. In: *DU* 45/4, 1993, 78–94.
- Keim, Inken/Johannes Schwitalla, Soziale Stile des Miteinander Sprechens. Beobachtungen zur Konfliktbearbeitung in zwei Frauengruppen. In: *Stil und Stilisierung. Arbeiten zur interpretativen Soziolinguistik*. Hrsg. v. Volker Hinnenkamp/Margret Selting. Tübingen 1989, 83–121.
- Dies., Formen der Höflichkeit – Merkmale des sozialen Stils. Am Beispiel zweier Frauengruppen aus unterschiedlichen sozialen Welten. In: *Kultureller Wandel und die Germanistik in der BRD. Vorträge des Augsburger Germanistentags 1991. Bd. 1: Vielfalt der kulturellen Systeme und Stile*. Hrsg. v. Johannes Janota. Tübingen 1993, 129–145.
- Key, Mary Richie, *Male/female language*. Metuchen N. J. 1975.
- Klappenbach, Ruth/Wolfgang Motsch, Gutachten der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. In: *Sprachpflege* 9, 1957, 131–132.
- Klein, Josef, Benachteiligung der Frau im generischen Maskulinum – eine feministische Chimäre oder psycholinguistische Realität? In: *Das Selbstverständnis der Germanistik. Aktuelle Diskussionen*. Hrsg. v. Norbert Oellers. Tübingen 1988, 310–319. (Germanistik und Deutschunterricht im Zeitalter der Technologie. Selbstbestimmung und Anpassung. Vorträge des Germanistentages 1987, Bd. 1).
- Klewitz, Johannes, Sind Ehrentitel und Berufsbezeichnungen in der männlichen Form für Frauen wider Geist und Grammatik der Sprache? In: *Sprachpflege* 9, 1957, 129f.
- Klinger, Cornelia, Déjà-Vu oder die Frage nach den Emanzipationsstrategien im Vergleich zwischen der ersten und der zweiten Frauenbewegung. In: *Kommune* 12, 1986, 57–72.
- Kochskämper, Birgit, Von Damen und Herren, von Männern und Frauen. Mensch und Geschlecht in der Geschichte des Deutschen. In: *Frauenforschung in universitären Disziplinen: „Man räume ihnen Kanzeln und Lehrstühle ein ...“*. Hrsg. v. Ursula Pasero/Friederike Braun. Opladen 1993, 153–187. (Kieler Beiträge zur Politik und Sozialwissenschaft 5).
- Kotthoff, Helga, Scherzen und Lachen in Gesprächen von Frauen und Männern. In: *DU* 38, 1986, 16–29.
- Dies. (Hrsg.), *Das Gelächter der Geschlechter. Humor und Macht in Gesprächen von Frauen und Männern*. Frankfurt a. M. 1988.
- Dies., Die konversationelle Konstruktion von Ungleichheit in Fernsehgesprächen. Zur Produktion von kulturellem Geschlecht. In: Günthner/Kotthoff 1992, 251–286.
- Dies., Kommunikative Stile, Asymmetrie und „Doing Gender“. In: *Feministische Studien* 11, 1993a, 79–95.
- Dies., Unterbrechungen, Überlappungen und andere Interventionen. In: *DS* 21, 1993b, 162–185.
- Dies., Konversationelle Belehrungsvorträge als Geschlechterpolitik. In: Heilmann 1995, 58–68.
- Dies., Die Geschlechter in der Gesprächsforschung. Hierarchien, Theorien, Ideologien. In: *DU* 48, 1996, 9–15.
- Küchenhoff, Erich, *Die Darstellung der Frau und die Behandlung von Frauenfragen im Fernsehen. Eine empirische Untersuchung einer Forschungsgruppe der Universität Münster*. Stuttgart 1975. (Schriften des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit 34).
- Kuhn, Elisabeth, *Geschlechtsspezifische Unterschiede in der Sprachverwendung*. Trier 1982.
- Dies., *Gender and Authority. Classroom diplomacy at German and American Universities*. Tübingen 1992.
- Lakoff, Robin, *Language and women's place*. In: *Language in Society* 2, 1973, 45–79.
- Leiss, Elisabeth, *Genus und Sexus. Kritische Anmerkungen zur Sexualisierung von Grammatik*. In: *LB* 152, 1994, 281–300.
- Leuer, Hans/Susanne Fessel, *Frauen in der Sprache des Hochschulrechts – ein Beitrag zu einer längst überfälligen Reform. Diskussionsbeiträge des FB Wirtschaftswissenschaft der Universität–Gesamthochschule Duisburg*. Duisburg 1992.
- Lieb, Hans Heinrich/Helmut Richter, *Zum Gebrauch von Personenbezeichnungen in juristischen Texten*. In: *DS* 18, 1990, 148–157.
- Limbach, Jutta, *Wie männlich ist die Rechtswissenschaft? In: Wie männlich ist die Wissenschaft? Hrsg. v. Karin Hausen/Helga Nowotny*. Frankfurt a. M. 1986, 87–107.
- Lindenberg, Dorothee, *Unterrichten Lehrerinnen anders als Lehrer? Zum Gesprächsverhalten von Lehrerinnen und Lehrern im Unterricht*. In: *DU* 48, 1996, 16–26.
- Ljungerud, Ivar, *Bemerkungen zur Movierung in der deutschen Gegenwartssprache. Eine positivistische Skizze*. In: *Linguistische Studien III. Festgabe für Paul Grebe zum 65. Geburtstag. Teil 1*. Hrsg. v. Hugo Moser. Düsseldorf 1973, 145–162.
- Ludwig, Otto, *Die Karriere eines Großbuchstabens – zur Rolle des großen I in Personenbezeichnungen*. In: *DU* 41/6, 1989, 80–87.
- Maier, Peter, *Die Geschlechtsspezifika der Körpersprache*. In: *Sprechwissenschaft und Psycholinguistik* 5, 1992, 9–68.
- Maltz, Daniel N./Ruth A. Borker, *Mißverständnisse zwischen Männern und Frauen – kulturell betrachtet*. In: Günthner/Kotthoff 1991, 52–74.
- Mater, Erich, *Rückläufiges Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. 4., unveränderte Aufl.* Leipzig 1983. [Erstauf. 1970].
- Matthiae, Astrid, *Vom pffifigen Peter und der faden Anna. Zum kleinen Unterschied im Bilderbuch*. Frankfurt a. M. 1986.

- Mayer, Reinhard, Anmerkungen zum feministischen I. In: Sprachdienst 33/6, 1989, 172–175.
- Mayerthaler, Willi, Morphologische Natürlichkeit. Wiesbaden 1981. (LF 28).
- Meißner, Iris, Argumentation in natürlicher Sprache. Eine empirische Untersuchung geschlechtstypischer Argumentationsformen. Frankfurt a. M. [u. a.] 1994. (EH 1, 1455).
- Müller, Sigrid/Claudia Fuchs, Handbuch zur nichtsexistischen Sprachverwendung in öffentlichen Texten. Frankfurt a. M. 1993.
- Müller, Ursula, Empfehlungen für Gleichberechtigung von Frauen und Männern in der Sprache einer Kommunalverwaltung. In: ZGL 16, 1988, 323–329.
- Muthmann, Gustav, Rückläufiges deutsches Wörterbuch. Handbuch der Wortausgänge im Deutschen, mit Beachtung der Wort- und Lautstruktur. Tübingen 1988.
- Neumann, Günter, „Männlich“ und „Weiblich“ in unseren Sprachen. In: Mann und Frau – Frau und Mann. Hintergründe, Ursachen und Problematik der Geschlechterrollen. Hrsg. v. Winfried Böhm/Martin Lindauer. Stuttgart [u. a.] 1992, 336–352.
- Oelkers, Susanne, Der Sprintstar und ihre Freundinnen. Ein empirischer Beitrag zur Diskussion um das generische Maskulinum. In: Mu 106, 1996, 1–15.
- Oksaar, Els, Zu den Genusmorphemen bei Nomina Agentis. In: Stockholm Studies in Modern Philology 3, 1967, 173–184.
- Dies., Berufsbezeichnungen im heutigen Deutsch. Soziosemantische Untersuchungen. Mit deutschen und schwedischen experimentellen Kontrastierungen. Düsseldorf 1976. (Spr. d. Geg. 25).
- Oswald, Hans/Lothar Krappmann/Irene Chodwuri/Maria von Salisch, Grenzen und Brücken. Interaktionen zwischen Mädchen und Jungen im Grundschulalter. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38, 1986, 560–580.
- Pabst, Franziska/Vera Slupnik, Die geschlechtsneutrale Arbeitsplatzausschreibung gemäß Paragraph 611 b BGB. Die Wirksamkeit arbeitsrechtlicher Sollvorschriften am Beispiel des Anzeigenmarktes für juristische Berufe. In: Zeitschrift für Rechtspolitik 17, 1984, 178–184.
- Pauritsch, Gertrude, Fräuschaft durch Sprache. In: Über Frauenleben, Männerwelt und Wissenschaft. Hrsg. v. Beate Frakele/Elisabeth List/Gertrude Pauritsch. Wien 1987, 34–55.
- Peyer, Ann/Ruth Groth, Sprache und Geschlecht. Heidelberg 1996. (Studienbibliographien Sprachwissenschaft 15).
- Peyer, Ann/Eva Lia Wyss, „JazzmusikerInnen – weder Asketen noch Müsli-Fifis“ – Feministische Sprachkritik in der Schweiz, ein Überblick. In: Schoenthal 1998, 117–154.
- Pflug, Günther, Probleme der geschlechtsneutralen Rechts- und Verwaltungssprache. In: DD 21, 1990, 98–102. [Auch in: Universitas 46, 1991, 415–419].
- Plank, Frans, Morphologische (Ir)Regularitäten. Aspekte der Wortstrukturtheorie. Tübingen 1981.
- Polenz, Peter von, Sprachkritik und Sprachnormenkritik. In: Holzfeuer im hölzernen Ofen: Aufsätze zur politischen Sprachkritik. Hrsg. v. Hans Jürgen Heringer. Tübingen 1982, 70–93. [Zuerst in: Angewandte Sprachwissenschaft und Deutschunterricht. Hrsg. v. Gerhard Nickel. München 1973, 118–167].
- Ders., Deutsche Satzsemantik. Einführung in die Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. Berlin/New York 1985. (SaGö 2226).
- Porsch, Peter, Frau Oberstudienrat oder Frau Oberstudienrätin – Probleme der sprachwissenschaftlichen Begründung sprachkultureller Aktivitäten. In: ZfG 9, 1988a, 84–90.
- Ders., Soziolinguistische Aspekte der Wortschatzentwicklung. In: Entwicklungstendenzen der deutschen Gegenwartssprache. Hrsg. v. Karl Ernst Sommerfeld. Leipzig 1988b, 128–145.
- Postl, Gertrude, Weibliches Sprechen: feministische Entwürfe zu Sprache & Geschlecht. Wien 1991.
- Pusch, Luise F., Das Deutsche als Männersprache. Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik. Frankfurt a. M. 1984.
- Dies., Alle Menschen werden Schwestern. Feministische Sprachkritik. Frankfurt a. M. 1990.
- Rabofski, Birgit, Motion und Markiertheit. Synchrone und sprachhistorische Evidenz aus dem Gotischen, Althochdeutschen und Altenglischen für eine Widerlegung der Theorien zur Markiertheit. Frankfurt a. M. [u. a.] 1990. (EH 21, 84).
- Römer, Ruth, Grammatiken fast lustig zu lesen. In: LB 28, 1973, 71–79.
- Röser, Jutta/Claudia Kroll, Was Frauen und Männer vor dem Bildschirm erleben: Rezeption von Sexismus und Gewalt im Fernsehen. Studie im Auftrag des Ministeriums für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf 1995.
- Samel, Ingrid, Einführung in die feministische Sprachwissenschaft. Berlin 1995.
- Sanders, Willy/Jürg Niederhauser, Brauchen wir eine neue Gesetzes- und Verwaltungssprache? In: Gesetzgebung heute 2, 1990, 89–92.
- Scheele, Brigitte/Eva Gauler, Wählen Wissenschaftler ihre Probleme anders aus als Wissenschaftlerinnen? In: Sprache und Kognition 12, 1993, 59–72.
- Schiwy, Günther, Poststrukturalismus und „Neue Philosophen“. Reinbek 1985.
- Schlüter-Kiske, Barbara, Rhetorik für Frauen: wir sprechen für uns. Frankfurt a. M./Berlin 1991.
- Schmerl, Christiane, Das Frauen- und Mädchenbild in den Medien. Expertise für den 6. Jugendbericht der Bundesregierung. Opladen 1984.

- Dies., Die Darstellung von Frauen in der Werbung. Bestandsaufnahme, Vergleich internationaler Richtlinien und Leitfäden zur Vermeidung frauendiskriminierender Werbung. Expertise für das BMJFFG. Bonn 1990a.
- Dies., Frauenbilder in der Werbung. In: Bildersturm. Frauen in den Medien. Hrsg. v. Gitta Mühlen-Achs. München 1990b, 183–204.
- Schmidt, Antje, Frau vermisst: die unmerkliche Diskriminierung. In: Sprachpflege und Sprachkultur 39, 1990, 75–77.
- Dies., „Untypisches“ Gesprächsverhalten weiblicher Studierender. In: Heilmann 1995, 89–97.
- Schmidt, Claudia, Typisch weiblich – typisch männlich. Geschlechtstypisches Kommunikationsverhalten in studentischen Kleingruppen. Tübingen 1988. (RGL 87).
- Dies., „Dieser Emil immer destruktiv“. Eine Untersuchung über weibliches und männliches Kommunikationsverhalten in studentischen Kleingruppen. In: Günthner/Kotthoff 1992, 73–90.
- Schoenthal, Gisela, Sprache und Geschlecht. In: DS 13, 1985, 143–185.
- Dies., Personenbezeichnungen im Deutschen als Gegenstand feministischer Sprachkritik. In: ZGL 17, 1989a, 296–314.
- Dies., Sprachliche Ausdrucksformen sozialer Identität am Beispiel von geschlechtstypischem Sprachgebrauch. In: Wozu noch Germanistik? Wissenschaft – Beruf – Kulturelle Praxis. Hrsg. v. Jürgen Förster/Eva Neuland/Gerhard Rupp. Stuttgart 1989b, 248–260.
- Dies., Geschlecht und Sprache. In: Jahrbuch 1991 der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Darmstadt 1992a, 90–105.
- Dies., Sprache, Geschlecht und Macht. Zum Diskussionsstand feministischer Thesen in der Linguistik. In: MDGV 39, 1992b, 5–12.
- Dies. (Hrsg.), Feministische Linguistik – linguistische Geschlechterforschung. Ergebnisse, Konsequenzen, Perspektiven. Hildesheim [u. a.] 1998. (GL 139–140).
- Schräpel, Beate, Nichtsexistische Sprache und soziolinguistische Aspekte von Sprachwandel und Sprachplanung. In: Hellinger 1985, 212–230.
- Schroeter, Sabina, Die Sprache der DDR im Spiegel ihrer Literatur: Studien zum DDR-typischen Wortschatz. Berlin/New York 1994. (Sprache, Politik, Öffentlichkeit 2).
- Schulze-Fielitz, Helmut, Die maskuline Rechtsprache als Verfassungsproblem. In: Kritische Vierteljahresschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft 1, 1989, 273–291.
- Schweizerische Bundeskanzlei (Hrsg.), Leitfaden zur sprachlichen Gleichbehandlung. Bern 1996.
- Schwitalla, Johannes, Sozialstilistische Unterschiede beim Umgang mit dem „positiven Image“. Beobachtungen an zwei Frauengruppen. In: Begegnungen mit dem „Fremden“. Grenzen – Traditionen – Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanistenkongresses Tokyo 1990. Hrsg. v. Eijiro Iwasaki. Bd. 4. München 1991, 473–482.
- Spender, Dale, Frauen kommen nicht vor. Sexismus im Bildungswesen. Mit einer Einleitung von Senta Trömel-Plötz. Frankfurt a. M. 1985. [Engl. Original 1982].
- Der Sprachdienst 40. Hrsg. v. der Gesellschaft für Deutsche Sprache. Wiesbaden 1996.
- SPRACHE MACHT POLITIK. Wie die ausschließlich weiblichen Personenbezeichnungen die Gemeindeordnung von Wädenswil zu Fall brachten. Eine Analyse der Abstimmung über die Revision der Gemeindeordnung in Wädenswil vom 26. September 1993. Hrsg. v. der Fachstelle für Gleichberechtigungsfragen des Kantons Zürich [u. a.]. Zürich 1994.
- Starke, Günther, Quotendeutsch und Kommunikationskultur. In: Sprachpflege und Sprachkultur 4, 1990, 111–122.
- Stefan, Verena, Häutungen. Autobiografische Aufzeichnungen. Gedichte. Träume. Analysen. München 1975.
- Sternberger, Dolf/Wolfgang Storz/W. E. Süskind, Aus dem Wörterbuch des Unmenschen. Neue erweiterte Ausgabe mit Zeugnissen des Streites über die Sprachkritik. 3. Aufl. Hamburg 1968.
- Stickel, Gerhard, „Frau Müller ist Diplom-Bibliothekarin“ – Zur sprachlichen Form von Diplomgraden. In: IdSL 9, 1983, 31–41.
- Ders., Beantragte Regelungen zur „sprachlichen Gleichbehandlung“. Darstellung und Kritik. In: ZGL 16, 1988, 330–355.
- Stötzl, Georg/Martin Wengeler (Hrsg.), Kontroverse Begriffe: Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin [u. a.] 1995. (Sprache, Politik, Öffentlichkeit 4).
- Stolt, Birgit, Hier bin ich – wo bist du? Heiratsanzeigen und ihr Echo, analysiert aus sprachlicher und stilistischer Sicht. Kronberg 1976.
- Strittmatter, Erwin, Der Laden. Berlin/Weimar 1983.
- Tannen, Deborah, Du kannst mich einfach nicht verstehen. Warum Männer und Frauen aneinander vorbeireden. Hamburg 1991. [Engl. Original 1990].
- Dies. (Hrsg.), Gender and Conversational Interaction. New York/Oxford 1993. (Oxford Studies in Sociolinguistics).
- Dies., Job-Talk. Wie Frauen und Männer am Arbeitsplatz miteinander reden. Hamburg 1995. [Engl. Original 1994].
- Thiel, Hans, Frauen und Männer, Mädchen und Jungen in ministeriellen Richtlinien und Empfehlungen. In: DD 136, 1994, 121–127.
- Tillner, Christiane/Norbert Franck, Selbstsicher reden. Ein Leitfaden für Frauen. München 1990.

- Tramitz, Christiane, Irren ist männlich. Weibliche Körpersprache und ihre Wirkung auf Männer. München 1995.
- Trepplmann, Gisela, Vertrauensmann oder Vertrauensfrau? In: Sprachpflege 5, 1977, 102–103.
- Dies., „Hausfrau“ und „Hausmann“. Bemerkungen zur Bildung femininer und maskuliner Personenbezeichnungen. In: Sprachpflege 3, 1987, 32–35.
- Dies., Matrosinnen und Hinterfrauen. In: Sprachpflege 2, 1988a, 21–22.
- Dies., Helene Weigel – die Weigel – Weigel. In: Sprachpflege 5, 1988b, 98–99.
- Dies., Brüderlichkeit – Schwesterlichkeit. In: Sprachpflege 37, 1988c, 175–176.
- Dies., Die kleinste Mensch in der Welt. Poetische feminine Bildungen auf „-in“. In: Sprachpflege und Sprachkultur 2, 1990, 36–39.
- Dies., *Leserinnen/LeserInnen* Ost wie West. Zu Bezeichnungen und Anredeformen in den östlichen Bundesländern. In: Schoenthal 1998, 33–47.
- Trömel-Plötz, Senta, Linguistik und Frauensprache. In: LB 57, 1978, 49–68.
- Dies., Frauensprache – Sprache der Veränderung. Frankfurt a. M. 1982.
- Dies. (Hrsg.), Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Frankfurt a. M. 1984.
- Dies., Es ist nicht meine Haut. In: Dies., Vatersprache – Mutterland: Beobachtungen zu Sprache und Politik. München 1992, 85–106.
- Tuchman, Gaye, Making News. A Study in the Construction of Reality. New York/London 1978.
- Dies., Die Verbannung der Frauen in die symbolische Nichtexistenz. In: Fernsehen und Bildung 13, 1979, 10–42.
- Ulrich, Miorita, „Neutrale“ Männer – „markierte“ Frauen. Feminismus und Sprachwissenschaft. In: Sprachwissenschaft 13, 1988, 383–399.
- Ulrich, Winfried, Movierte Feminina und motivierte Femina – männliche und weibliche Personenbezeichnungen in der deutschen Sprache und ihre Akzeptanz in der gegenwärtigen Sprachgemeinschaft. In: Ulrich 1991b, 103–112. [= 1991a].
- Ders. (Hrsg.), Mädchen und Junge – Mann und Frau: Geschlechtsspezifik von Verhalten und Erziehung? Frankfurt a. M. 1991b. (Folia didactica 2).
- Wagner, Angelika/Christa Stahl/Hans-Eberhard Schick, Geschlecht als Statusfaktor im Gruppendiskussionsverhalten von Studentinnen und Studenten – Eine empirische Untersuchung. In: LB 71, 1981, 8–25.
- Walther, Helmut, Die Zimmerin. In: Der Sprachdienst 32, 1988, 81.
- Wandruszka, Mario, „Wer fremde Sprachen nicht kennt ...“. Das Bild des Menschen in Europas Sprachen. München/Zürich 1991.
- Wegener, Hildburg/Hanne Köhler/Cordelia Kopsch (Hrsg.), Frauen fordern eine gerechte Sprache. Gütersloh 1990.
- Weiderer, Monika, Das Frauen- und Männerbild im deutschen Fernsehen: eine inhaltsanalytische Untersuchung der Programme von ARD, ZDF und RTL plus. 2. Aufl. Regensburg 1995. (Medienforschung 4).
- Weinrich, Harald, Textgrammatik der deutschen Sprache. Mannheim [u. a.] 1993.
- Welke, Klaus/Helmut Glück/Wolfgang Sauer, Die deutsche Sprache nach der Wende. Hildesheim [u. a.] 1992. (GL 110–111).
- Wex, Marianne, „Weibliche“ und „männliche“ Körpersprache als Folge patriarchalischer Machtverhältnisse. Hamburg 1979.
- Wittemöller, Regina, Weibliche Berufsbezeichnungen im gegenwärtigen Deutsch. Bundesrepublik Deutschland, Österreich und Schweiz im Vergleich. Frankfurt a. M./Bern 1988. (EH 1, 1083).
- Wodak, Ruth/Gert Feistritz/Sylvia Moosmüller/Ursula Doleschal, Sprachliche Gleichbehandlung von Frau und Mann. Linguistische Empfehlungen zur sprachlichen Gleichbehandlung von Frau und Mann im öffentlichen Bereich. Hrsg. v. Bundesministerium für Arbeit und Soziales. Wien 1987.
- Wunderlich, Dieter, SchelmEndienst. In: Sprachliche Aufmerksamkeit. Glossen und Marginalien zur Sprache der Gegenwart. Festschrift für Walther Dieckmann zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. Wolfgang Klein/Ingwer Paul. Heidelberg 1993, 220–227.
- Wustmann, Gustav, Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhafte, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Leipzig 1891.
- Zabel, Herrmann, Der gekippte Kaiser. Dokumentation einer Pressekampagne zur Rechtschreibreform. Bochum 1989.
- Zimmerman, Don D./Candace West, Doing Gender. In: Gender and Society 1/2, 1987, 125–151.

*Gisela Schoenthal (†), Freiburg
(für den Druck bearbeitet von
Anne Betten, Salzburg)*